No. 7. Jahrg. IV. Berlin, 15. Februar 1895.

Allgemeine Israelitische Wochenschrift

Jeschurun.

Herausgeber: A. Levin, Berlin.

Bezugspreis: vierteljährl. 2 Mk.

Erscheint an jedem Freitag. Bezugspreis für das Ausland: Mk. 2,50. Zu beziehen durch die Post unsere Expedition oder den Buchhandel.

Redaktion und Verlag: Gr. Hamburgerstr. 21. Anzeigen, die Zeile 25 Pf., nehmen alle Annoncen-Expeditionen sowie unser Bureau entgegen.

Inhalt:

Zu dem Kapitel vom „Ausnahmsjuden,"

das neulich hier abgedruckt worden ist, wird der „Oesterr. Wochenschrift" aus Berlin eine nicht uninteressante Ergänzung geschickt. Der ungenannte Verfasser betont in erster Reihe, es sei irrig, wenn Dr. Friedländer Wien auf der einen und Paris-London-Berlin auf der anderen Seite gegenüberstellt; die Berliner Verhältnisse seien vielmehr den Wiener Zuständen ähnlicher, als jenen im Westen. Das sei auch ganz natürlich, da die Vorbedingung, eine starke antisemitische Strömung, auf Berlin ebenso zutrifft, wie auf Wien. Es ist eine alte Erfahrung, daß religiöse oder pseudoreligiöse Verfolgungen energischen Widerstand nur in der Masse der Bevölkerung finden, während sie die oberen Klassen leicht zur Fahnenflucht veranlassen. So hebt Lecky (Essays) hervor, daß die Katholikenverfolgungen zur Wende des Jahrhunderts die irischen Großen in erheblicher Anzahl zur Annahme der protestantischen Religion und zum Uebergang in's protestantische Lager geführt haben. Zum Nachteil der Juden kommt indessen noch in Betracht, daß sie nicht, wie die Katholiken, an einer starken Zentralgewalt außer Landes einen Rückhalt besitzen. Die Desertion der oberen Zehntausend mußte auf die Katholiken Irlands einen umso geringeren Einfluß üben, als ihre Kultureinrichtungen und ihr Klerus von dem Wohlwollen der Großen unabhängig waren. Anders in der Judenschaft, die bei der Autonomie der einzelnen Gemeinden und der Freiwilligkeit ihrer Leistungen von den Stimmungen ihrer Plutokratie weit abhängiger ist. Die wohlhabenderen Gemeindemitglieder betrachteten es deshalb auch fast als eine Art Recht, im Gemeindevorstande vertreten zu sein; zu den Ehren, die die Gemeinde zu vergeben hatte, führte häufig nicht Eifer, sondern bürgerlicher Einfluß und Vermögen, nicht Interesse, sondern Interessen. Man betrachtete es nicht als Ehre für das Gemeindemitglied, die Gemeinde vertreten zu dürfen, sondern für die Gemeinde, so einflußreiche und gesellschaftlich hochstehende Personen zu Vorstandsmitgliedern zu zählen. Als es nicht mehr fashionabel war, Jude zu sein, waren die Deserteure deshalb besonders zahlreich in den Familien der Gemeindevorstände. Wir haben es sogar erlebt, daß Vertreter der Gemeinde demissionierten, um am Tage darauf zum Christentum überzutreten. Hierzu kam die allgemeine Demokratisierung der Anschauungen, und so war es kein Wunder, daß man bei der Wahl zu Vorstandsmitgliedern Männer, die Liebe zur Sache hatten, den dekorativen Persönlichkeiten vorzog.

Die jetzigen Vorsteher der Gemeinde sind daher durchaus nicht schlechter als die früheren, und weit entfernt, die gute, alte Zeit zu beklagen, möchte ich vielmehr glauben, daß die jetzigen Zustände gesündere Keime tragen. Es scheint besonders irrig, zu beklagen, daß uns Männer verließen, deren Väter an der Spitze der Gemeinde gestanden hatten. Die Schuld liegt nicht an den Söhnen, sonderd an den Vätern. Kenner unserer Verhältnisse haben mit Recht betont, daß die Eitelkeit im eigenen Lager gefährlicher ist, als die Angriffe unserer Feinde. Die Eitelkeit — das ist der wahre Amalek. Wer in die Herzen der Kinder die Eitelkeit streut, der züchtet Deserteure, mag er auch in seinen Mußestunden unser Vorstandsmitglied sein. Denn zu einer Minorität zu gehören, bringt keine äußeren Ehren; das Bewußtsein getreuer Pflichterfüllung muß für solche entschädigen. Damit, daß man alle Eigenschaften hat, ein vortrefflicher Börsenrat oder Kommerzienrat zu sein, ist man noch lange nicht ein geeigneter Vorstand für die Gemeinde. Wir dürfen es deshalb gar nicht einmal beklagen, daß die „Großen" von uns nichts wissen wollen, wir wollen von ihnen ebenso wenig wissen, in unserem Sinne ist der ein „Großer," der für uns denkt und strebt. Soviel vom Standpunkt der jüdischen Interessen.

Die Frage hat indessen noch eine wichtige sozialpolitische Seite. Der arme Jude hat das Odium zu tragen, welches der reiche Jude durch seinen Reichtum erregt. Er muß sich sagen, daß diesem Nachteile Vorteile für ihn nicht gegenüberstehen, daß seine reichen Glaubensgenossen für die Allgemeinheit mehr Opferwilligkeit besitzen, als für die engere Gemeinschaft. Er sieht in ihrem Reichtum deshalb nicht nur die Ursache seines materiellen Elends, sondern auch seiner bürgerlichen Aechtung. Und wenn ihn seine Religion hindert, allen Bestrebungen der Sozialisten zuzustimmen, so führt sie ihn andererseits — bei dem Streben nach ausgleichender Gerechtigkeit, welches die jüdische Religion mit anderen Religionen teilt — dahin, die ökonomischen Bestrebungen der sozialistischen Parteien freudig zu begrüßen.

In einer Sitzung des österreichischen Reichsrats im Jahre 1890 wies der Abgeordnete Lueger auf den Interessengegensatz

zwischen reichen und armen Juden hin. Auch vom Gegner kann man lernen. In den Tagen gemeinsam erduldeter Verfolgung blieb dieser Gegensatz latent; je mehr die antisemitische Bewegung zu einer antikapitalistischen sich auswächst, umsoschärfer wird leider der Gegensatz zwischen armen und reichen Juden hervortreten. Unsere Großen haben deshalb nicht nur die moralische Pflicht, ihren ärmeren Glaubensgenossen mehr als bisher zu helfen — eine derartige Thätigkeit würde vielmehr auch im höchsten Maße „staatserhaltend“ sein.

Haltet Euer Pulver trocken!

Der „Kampf der Alten und der Jungen“, so lautete unlängst die Ueberschrift eines Leitartikels in der Staatsbürgerzeitung, welcher den ausgesprochenen Zweck hatte, die Leser der antisemitischen Kollegin namentlich vor den „Jungen“ im israelitischen Lager zu warnen, da diese letzteren — so denunzierte sie in ihrer bekannten gewissenhaften Weise — die Unterwerfung der Christen unter ihre Herrschaft als vornehmste Aufgabe betrachteten.

Diese Auslassungen haben wir pflichtschuldigst niedriger gehängt, ohne freilich dabei zu ahnen, daß wir sobald schon in die Lage kommen würden, unsererseits die hellseherische Gabe der verehrten Kollegin vollauf bestätigen zu müssen, obwohl wir sonst durchaus keine Neigung besitzen, den Propheten der Gegenwart irgenwie Gegenliebe zu zollen. Diesmal aber bewundern wir rückhaltlos den Scharfsinn der Zeitung, die den Kampf der Alten und der Jungen vorausgesehen, so daß wir, wenn uns der Sinn für das Praktische, der heutzutage ein ostentatives Zurschautragen des Judenhasses erheischt, bei unserer Kollegin nicht zu bekannt wäre, beinahe auf den Gedanken gekommen wären, es hätten vermaledeite Juden bei Abfassung jenes Artikels die Hände im Spiele gehabt.

Der Kampf der Alten und der Jungen ist da, der Krieg der beiden hat begonnen — aber im antisemitischen Lager. Ehren-Ahlwardt zieht mit Wilberg und Bodeck gegen die Staatsbürgerzeitung offen zu Felde, indem er eine neue Fraktion und — was für die Zeitung der Bürger, mit denen kein Staat gemacht werden kann, besonders interessant sein dürfte — eine neue Tageszeitung gründet, die jedenfalls noch viel bunter werden wird, als der Bundschuh. Das genannte dreiblättrige Kleeblatt wackerer Helden stellt demnach die „Jungen“ dar, während wir, — so unritterlich dies einer Dame gegenüber auch sein mag, — der Staatsbürgerzeitung leider einen Platz, aber einen Ehrenplatz, bei den „Alten“ zuweisen müssen.

Es unterliegt für uns keinem Zweifel, daß in diesem Kampfe, der die radikale judenfresserische Richtung, die aus ihren demagogischen Gelüsten durchaus kein Hehl macht, zur Herrschaft bringen soll, das besonnene, gemäßigte Element unter den Antisemiten mit der Staatsbürgerzeitung an die Wand gedrückt werden wird, denn die Erfahrung lehrt, daß der Sieg auch bei Kämpfen geistiger Natur stets da ist, wo die größere Entschiedenheit ihren Platz hat. Das ist aber entschieden bei Ahlwardt und Genossen der Fall, weil sie in diesem Kampfe materiell und moralisch nichts zu verlieren, dagegen alles zu gewinnen haben, wenn ihre Schlußfolgerungen und Spekulationen richtig sind. Den größten Schaden dürfte daher die Staatsbürgerzeitung haben, die mit der in Sicht stehenden Ahlwardt-Gründung die angenehme Aussicht hat, einen schönen Teil ihrer Abonnenten auf billige Weise los zu werden. — Obwohl nun hier der alte Satz vom Tertius gaudet sehr nahe liegt, wollen wir doch nicht verfehlen ausdrücklich zu betonen, daß mit dem Zwiespalt bei unseren Gegnern für uns nichts gewonnen ist.

Wie nicht anders zu erwarten, wird mit der „Fraktion“ Ahlwardt-Bodeck-Wilberg die radikale antisemitische Richtung die Führung erlangen und, wenn auch nur für kurze Zeit, die besonneneren Elemente mit sich fortreißen. Die Feindseligkeiten gegen uns dürften daher für die nächste Zeit eher eine Zu- als eine Abnahme erfahren. Dazu kommt aber, daß der einzige Kitt, der diese ganze Gesellschaft zusammenhält, der blinde rücksichtslose Judenhaß ist. Dieser gleiche Haß bei allen wird alle einigen, sobald es irgend einen Schritt gegen den gemeinsamen Gegner gilt, mögen sie untereinander sich noch so sehr zerfleischen.

Daraus folgt für uns, daß wir uns keineswegs irgendwelchen Illusionen, noch viel weniger der Ruhe hingeben dürfen, sondern vielmehr auf der Wacht sein und die Augen offen halten müssen. Das antisemitische Gift hat sich schon so tief in den Körper des deutschen Volkes eingefressen, daß wir alle Ursache haben, heute mehr als je auf unserer Hut zu sein. Darum: Haltet Euer Pulver trocken! J. M.

Die Notlage der Kultusbeamten.

Von L. Weinberg, Bodenfelde.

Ueber dieses Thema hat Ihre geschätzte Zeitung sehr bemerkenswerte Artikel gebracht. Der jüngste Artikel regt mich dazu an, auch einmal mein Heil in der Schriftstellerei zu versuchen. Der Herr stellt einen Vergleich an zwischen der Stellung der deutschen und der russischen Beamten. Dies möchte ich vervollständigen.

Es ist auch in Deutschland die Lage der Kultusbeamten nicht überall die gleiche. Es findet beispielsweise in Preußen ein Unterschied statt zwischen den altpreußischen und den neuen Provinzen. Beispielsweise in Provinz Hannover sind sowohl die Land- als auch die Stadtrabbiner lebenslänglich angestellt. Die Regierung dringt darauf. Ich weiß z. B., daß, als ein Rabbiner, der auf eine bestimmte Zeit angestellt war, nach Verlauf dieser Zeit wieder angestellt werden sollte, die Regierung auf lebenslängliche Anstellung bestand. Was die Kantoren betrifft, so sind, wenn ich nicht sehr irre, in den größeren Städten, bespielsweise Hannover, auch diese lebenslänglich angestellt (sie müssen allerdings naturalisiert sein). In den mittleren und kleineren Städten sind aber die Kantoren zugleich öffentliche Lehrer und können als solche ohne Genehmigung der Aufsichtsbehörde, das sind die Landrabbiner, nicht entlassen werden.

Nach den Schilderungen Ihrer gesch. Zeitschrift befinden sich demnach in Hannover die Kultusbeamten in einer verhältnismäßig günstigen Lage. Aehnlich aber wird es in Hessen-Nassau sowie in Schleswig-Holstein sein. Daß hin und wieder Reibungen vorkommen, die zu Ungunsten der Kultusbeamten ausgetragen werden, will ich gar nicht in Abrede stellen.

Woher aber dieser Unterschied? Ich will keine apodiktische Behauptung aufstellen, meine aber, daß der Unterschied daher rührt, daß die neueren Provinzen schon vor 1866 eine Kirchenverfassung bezw. eine Synagogen-Ordnung hatten, die als berechtigte Eigentümlichkeit nicht angetastet wird. Beide Ausdrücke sind nicht gerade sehr anheimelnd. Erstens haben wir keine Kirche, sondern eine Synagoge, und zweitens haben wir nicht *erst jetzt* eine Synagogen-Ordnung, sondern eine uralte talmudische, und wenn man nur diese befolgte, so wäre die Misere gehoben. Beweis: Rußland. Gleichwohl, wenn man auch orthodoxerseits sich gegen jede hierarchische Staatseinrichtung sträubt, so meine ich doch, selbst alle etwaigen Unzuträglichkeiten zugegeben, ist es doch besser, wenn die zum Teil unerhörten, in keiner Religionsgemeinschaft sonst vorkommenden Plackereien der Religionsdiener aufhören, als wenn eine zu zarte Rücksichtnahme auf die Gewissensbedenken einiger Orthodoxer obwaltet, dabei aber die Plackereien bestehen bleiben.

Was nun die vorgeschlagenen Schritte betrifft, die man zur Abhilfe thun will, also eine Petition an die Staatsregierung, so habe ich natürlich nichts dagegen, und würde mich nur freuen, wenn sie zum Ziele führten. Man vergesse aber nicht, daß das Judentum in Preußen keine gleich den anderen Konfessionen anerkannte Glaubensgemeinschaft ist. Vielmehr haben die Juden nur die religiösen Korporationsrechte und dabei die *Pflicht*, den Religionsunterricht der Jugend zu erteilen. Nicht einmal das *Recht* auf Erteilung eines obligatorischen Religionsunterrichts haben sie, da der einzelne sich der Verpflichtung, denselben zu genießen, entziehen kann.

Letzteres wird ihm allerdings jetzt von den Aufsichtsbehörden erschwert. Grätz sagt in seiner Geschichte der Juden: Die Gleichstellung der Juden als vollberechtigte Glieder ist so ziemlich durchgedrungen, die Anerkennung des Judentums unterliegt noch schweren Kämpfen. Er meint die *welthistorische* Anerkennung. Auf diese können wir gewiß nicht warten. Wir wollen eine *staatsrechtliche* Regelung, die ungerechtfertigte Behandlung der Religionsdiener verhindert.

Es ist übrigens gar nicht wahr, daß die Anerkennung der Juden so ziemlich durchgedrungen ist. Wenn wir auch von dem Antisemitismus absehen, so kann ich mich doch nimmermehr als gleichgestellt ansehen, so lange ich das Bewußtsein habe, daß man mich als Angehörigen einer inferioren Religion betrachtet. Hier müßten die Hebel angesetzt werden, um die Anerkennung des Religionsbekenntnisses nötigenfalls zu erzwingen.

Ich las in Ihrer gesch. Ztsch. einen beachtenswerten Artikel über Dogmen im Judentume. Wenn auch solche nicht in dem Sinne existieren, wie beim Christentum, daß sie Grundprinzipien seien, von denen und aus denen alles muß abgeleitet werden (denn da haben wir die verschiedensten Fassungen), so muß, soll das Judentum eine Religion sein, doch manches allen Gemeinsame existieren, und es muß sich dieses Gemeinsame auch in Worte fassen lassen. Man *einige* sich doch darüber, und lasse die berufenen Autoritäten zu Worte kommen.

Freilich müßte erst die Selbstsucht, die nur an sich und das eigene Fortkommen denkt, besiegt werden, es müßten auch die religiösen Zeitschriften nicht lediglich die Abonnementsfrage als das bewegende Prinzip ihres Thuns und Lassens betrachten. Es wird also manches Opfer kosten, aber sie müssen im Interesse der Sache gebracht werden. Auch der projektierre D. J. L. B. könnte, indem er dem Religionsunterricht sein Augenmerk widmete und diesen auf die ihm gebührende Höhe hebt, segensreich wirken.

Etwas vom biblischen Geschichtsunterrichte.

Von Rabb. Dr. L. A. *Rosenthal*, Rogasen.

II.

Mein erster Artikel war auf die Anfangsbetrachtung des Herrn Abraham bereits abgegangen, als mir nun der zweite Teil ins Auge fiel, der mich zu weiteren Erörterungen veranlaßt. Da in Nr. 4 der ganze Gedankengang völlig ersichtlich vor mich trat und ich fernerhin nur weiteres in demselben Sinne erwarten konnte, so habe ich mit der schnellen Beantwortung der *ersten* Bemerkungen durchaus nicht einseitig gehandelt.

Herr Abraham hat nun doch wohl eine Ahnung davon gehabt, mit welchen Gründen man gegen seine Erörterungen auftreten könnte; er führt solche schon *selbst* an und widerlegt sie.

Da er nun „Die Sintflut“ „Hams Spott“ als nicht „für die Unterstufe“ hinstellt, so muß auf den ersten Artikel zurückgegriffen werden, wo aus Gründen des wissenschaftlich Feststehenden und Festzustellenden die *Schöpfungsgeschichte* und die *Paradiesesgeschichte* für die erste Stufe fortfallen sollte. Hält es Herr Abraham *deshalb* für unnötig, dies zu erwähnen, weil es schon früher geschehen ist, so weise ich auf die Gegengründe hin, die ich im ersten Artikel ausgesprochen habe. Sollte er aber inzwischen bezüglich jener Urerzählungen anderer Meinung geworden sein, so erkenne ich das mit Freuden an.

Wenn er für die Unterstufe manches beschränkt wissen will, weil dort eine Erörterung und Berichtigung der kindlichen Anschauungen nicht gut möglich ist, so wollen wir deswegen nicht mit ihm streiten, *aber wir geben es nur unter dieser Begründung zu.*

Da man hier außerdem *überhaupt* die Zeit zu Rate halten und den Geist der Kinder nicht überladen darf, um auch nur *etwas* zu erzielen, so werden manche Gegenstände von selbst nur andeutungsweise genommen werden können. Dieser Beschränkung dürfen aber nicht Erzählungen, wie die genannten aus dem ersten Buche Moses (Kain und Abel, Sintflut) zum Opfer fallen, sonst bleiben sie dem Geist etwas erst in *zweiter* Linie Gewonnenes, nicht ursprüglich Vertrautes.

Ich will über Hams Spott mit Herrn Abraham nicht streiten, zumal in vielen Büchern die Erzählung fortgelassen worden ist. Bestreiten muß ich nur, daß sie nicht mit gutem Erfolge zur Veredelung des Kindes angewandt werden könnte. Wir leben nicht in einer Zeit, wo ein im Rausche schlafender Stammvater eine unbegreifliche Erscheinung ist. Unsere Kinder sind gar nicht so harmlos, daß sie den Spott über Eltern nicht kennen. Da ist es durchaus nicht von Uebel, wenn dem Kinde diese ganz in seinem Gesichtskreise liegende Erzählung zur Warnung nahegebracht wird. Was hat Noa nicht für seine Kinder gethan! Er hat sie durch seine Erziehung vor den Wassern der Sintflut gerettet! Und

nun erlaubt sich der Sohn, seinen Brüdern den schlafenden Vater zu zeigen, damit sie ihn ungestört verspotten? Aber die beiden Brüder folgen ihm nicht darin! Wer seine Eltern, seine Familienehre nicht achtet, wird ein Sklave bleiben, wird im Leben stets zu denen gehören, die keine Ehre verdienen und keine erlangen. Wer dagegen nicht imstande ist, über die Eltern auch nur zu *lächeln*, dem wird im späteren Leben der Zusammenhang mit dem Elternhause ein Antrieb zum Guten bleiben. Diese Begründung wird ein Schüler der Mittelstufe, wenn ich sie ihm nicht steif und gelehrt, sondern mit warmherziger Beziehung auf die Eltern vorbringe, wohl mitempfinden, *und das ist mehr, als begreifen.* Und dabei handelt es sich hier um eine der Geschichten, die vom Standpunkte des Verfassers aus am *meisten* angreifbar erscheinen könnten. Noa muß sich eben nicht grade in seiner Trunkenheit *wälzen*, es braucht von einer Erwah keine Rede zu sein, und doch fehlt kein wesentlicher Zug der Geschichte.

Aus welchem Grunde die Sintflut nun diesem Alter vorenthalten werden sollte, weiß ich nicht. Das Kind *später* plötzlich mit *dem* bekannt machen, was man ihm aus erziehlichen Gründen früher glaubte verschweigen zu müssen, das bessert an der Sache nicht viel, sondern vermehrt nur (wenn die Erzählung solche Seiten haben sollte) das Ueberraschende und ruft den Zweifelsinn durch die jähe Plötzlichkeit mit der der Schüler darauf geführt wird, noch heftiger hervor. Daß die Menschen gewaltthätig waren? Daß Gott sie durch Noah hat warnen lassen und ihnen eine Besserungsfrist von 120 Jahren gelassen hat? Daß Gott die Sünder schließlich gestraft hat? Wenn man hierin etwas das Gefühl Empörendes sehen will, so streiche man alles, was Sodom betrifft (also auch die Fürbitte Abrahams für die Sünder)! So streiche man die Strafen, die über Pharao und Egypten gekommen sind, so beseitige man die meisten Erzählungen des Wüstenzuges. Ja, man ändere den Gottesgedanken, man leugne in der einseitigen Anerkennung *des* Gottes, der Wohlthaten erweist, *die* Liebe Gottes, die sich in der *strafenden* Seite zeigt, man entferne den Begriff der Sünde überhaupt als für das kindliche Gemüt nicht angemessen, also auch den Begriff der menschlichen Verantwortlichkeit und der Buße. Wenn unser Zeitalter für diese Begriffe nicht mehr empfänglich sein sollte, so haben *wir* diese Wege nicht mitzumachen, sondern in einem Geschlechte der Genußsucht, der Anbetung des Vorteils und der einseitigen Streberei (diese Eigenschaften unserer Zeit haben die Verblendung unter den Vertretern des Antisemitismus hervorgerufen, so daß sie vieles Verwerfliche gar nicht empfinden), die Verantwortung gegen Gott so früh wie möglich im Kinde zum Bewußtsein zu bringen. Und dazu dienen diese angeblich abstoßenden Geschichten um so eher, als uns soviele andere Stellen Gelegenheit bieten, die Allgüte Gottes recht wirksam hervortreten zu lassen. Nur auf der Grundlage dieser Empfindungen giebt es einen Rosch Haschono und Jom Kippur; ohne dies Gefühl der Verantwortlichkeit und ohne das Bewußtsein, daß wir vor dem Allgütigen, aber vor dem Richter stehen, verlieren auch *diese* Feste ihr inneres Leben und werden zu Gewohnheitsfesten von unklarer Empfindsamkeit.

„Die Erzählungen für die ersten Jahrgänge dürfen nur gute Vorbilder, keine abschreckenden Beispiele enthalten;“ d. h. es darf diesem Alter nichts Unedles vorgeführt werden. Alles soll nur aufs Treffliche hinweisen; daß es auch eine *Kehrseite* des Menschentums giebt, soll das Kind erst *später* erfahren. Wir wollen nicht darüber streiten, ob dadurch nicht von vornherein ein falsches Weltbild im Kinde sich abzeichnet, dessen Unwahrheit sich später verhängnisvoll geltend macht und zum Weltschmerze und zur Menschenverachtung treibt. Geben wir Herrn Abraham selbst diese Notwendigkeit zu — wo wird er diese Forderung verwirklicht finden? In der „hübschen“ Geschichte Josephs, wie er sich ausdrückt? Nun, Joseph bringt üble Reden vor den Vater; Jakob beweist ihm seine besondere Gunst durch den bunten Rock: Joseph rühmt sich, nachher sogar vor dem Vater, seiner Träume; die Brüder wollen ihn töten; Reuben ihn durch Zweideutigkeit retten; die Brüder verkaufen ihn um zwanzig Silberlinge; die Frau des Potiphar verleumdet ihn, und er sinkt in den Kerker; Joseph, der emporgekommen ist, behandelt seine Brüder mit Schroffheit, ängstigt seinen greisen Vater, bis er sich endlich, von Rührung übermannt, zu erkennen giebt. (Und das fünfte Gebot sollte grade *hier* besprochen werden können?) Also — fort mit der Josephgeschichte?

Dahin können wir ohne jede Spitzfindigkeit kommen, wenn wir derartige Forderungen aufstellen und die Bibel mit einem Maßstabe messen wollen, der für sie zwerghaft klein ist. Mit solchen Urteilen über das Erhabene und Große der Bibel kehren wir zum Geiste Gottscheds zurück, wir klemmen jene einfachen und großen Gestalten der Vorzeit, grade dem Kindesherzen so verständlich, in eine enge Schnürbrust ein, eine butterweiche Menschheit tritt an Stelle der wirklichen und die Bibel muß sich von uns die Vorwürfe gefallen lassen, welche von judenfeindlicher Seite dagegen geschleudert werden: Ein Buch, das in seinen wesentlichen Teilen (die geschlechtlichen Beziehungen abgerechnet), nicht einmal der reiferen Jugend bekannt gemacht werden darf, das muß auf den Index gesetzt werden — wie kann das ein Gottesbuch sein?

Wir werden auf fortgeschrittener Stufe allerdings von Jephta, von Ehud und Jael erzählen, gleichviel, ob dadurch von unseren Vorfahren ein übertrieben guter Begriff erweckt wird. Das wollte die Bibel gar nicht, als sie bei Jerobeam und seinen Nachfolgern stets hinzufügte, „er that, was übel war vor Gott.“ Und soll dem überstrengen Beurteiler der Bibel zuliebe eine Gestalt, wie die des Simson, aus der Geschichte schwinden? Wollen wir nicht auf die Stimme des *jüdischen* Schulmannes hören, so müßten die Urteile eines Wellhausen, Stade, Cornill eingeholt werden, da wird sich ganz anderes kundthun. Jene Richterzeit mit ihren wilden, aber riesigen und kernigen Heldengestalten — sie wird auf die Empfindung unserer Jugend *mindestens* eben so gut wirken, wie das Nibelungenlied mit seiner Brunhilde, mit Hagen und Kriemhilde, die man heute der Jugend nicht mehr vorenthält.

Das sind keine Gegenstände, die die *Religionsstunde* füllen, wird mir Herr Abraham sagen. Gleichviel! Etwas für das Kindesgemüt Ungenügendes darf auch die Litteraturgeschichtsstunde nicht bieten.

Nun, jene Geschichtsbilder der Bibel, seien sie auch düster, sie gehören zur Geschichte Israels. Mag die Jugend wissen, daß unsere Vorfahren nicht nur engbrüstige Seufzer, sondern auch Männer der kräftigen *That* gewesen sind; mag sie dabei erfahren, daß in den Zeiten, da man die Thora vergaß, alle jene Heldenkraft, wie die eines Simson, leider auf

nichts angewandt wurde; mag man ihr zeigen, wie die Entfernung vom Gottesgeist Zeiten Jerobeams und Sinais hervorruft, wie aber um so leuchtender durch dies dunkele Gemälde der Faden prophetischen Wirkens sich durchzieht, wie der Gottesgeist Israel zur Veredelung treibt, ob auch die Menschen dem Gotteswillen zu widerstreben scheinen. Das ist Geschichte, das ist aber auch Religion, es bringt zum Selbstbewußtsein, zum Vertrauen auf die Ewigkeit unserer Lehre, zur Erkenntnis, daß bei der Ueberschätzung irdischer Ziele Israels trotz äußeren Glanzes und ungeschlachter Heldengröße nichts war, während bei der Liebe zum Geistesgut der Thora es selbst im Elende seiner Bestimmung nachkam. Und diese Bestimmung heißt: Erhaltung und Schätzung dieses Gottesbuches, der Bibel, für die Menschheit!

Diesem Grundgedanken dienen alle Gestalten und Erzählungen der Bibel; bei aller Beschränkung und Auswahl darf der Lehrer diesen Zweck nicht aus den Augen verlieren, oder er erzieht keine Juden. Außer der pädagogischen Begabung gehört dazu Liebe für den Gegenstand, keine Voreingenommenheit, kein Hereintragen eines fremden Maßstabes in dies gestaltenreiche, formengewaltige und gottdurchtränkte Buch, worin nicht ein Buchstabe dem hohen Gotteszwecke widerspricht: Dann wird die Bibel auf die Jugend wirken, wie sie es bisher auf die Völker überhaupt gethan und wie mit ihrer Uebersetzung und höheren Schätzung stets ein neues Zeitalter für die Menscheit begann. Vergleiche Alexandrin, Luther, Mendelssohn. Kam das von ungefähr?

Ist nun der Jugend das Beste grade gut genug, so hat sie an diesem Geiste teilzunehmen; der Lehrer hat sich in das große Ganze der Bibel zu vertiefen, sie als ein Ganzes zu begreifen, und bevor er diesen Zusammenhang (etwa im Herderschen Sinne) erfaßt hat, wird er nicht einer einzigen Erzählung vollkommen gerecht werden.

Ich bin jederzeit bereit, mich im einzelnen über die Behandlungsart dieses Gegenstandes zu äußern, wie ich ihn mir denke und wie ich selbst ihn wirksam zu machen mich bemühe. Gern lasse ich mich fernerhin an dieses von mir gegebene Wort mahnen. Da wird sich inbezug auf den Plan, die Verteilung, die notwendige Beschränkung des Stoffes vielleicht eine Uebereinstimmung erzielen lassen. Der allgemeine Grundsatz dabei, den auch Herr Abraham gewiß von jeher gern unterschrieben hat und der uns mit allen Mitstrebenden vereint, heißt: „Unbedingte Verehrung der Bibel als eines Gottesbuches vom Anfang bis zum Ende." (Das Wort hat Herr Lehrer Abraham-Kettwig, dem wir im Auftrage vieler Leser, darunter auch Laien, danken dafür, daß er eine so eminent wichtige Frage hier „angeschnitten" hat. Red.).

Dante als Verteidiger des Talmud.

Aus dem Nachlaß des Oberrabbiners Dr. Jellinek ז״ל.

Als hätte der Talmud es geahnt, daß eine Zeit kommen würde, in welcher Eisenmenger und seine Abschreiber ihn verspotten und lächerlich machen würden, schrieb er, daß man die Hagada oder den allegorischen und poetischen Teil desselben nicht plumpen Geistern mitteilen soll, da sie mit ihren rauhen Fäusten den zarten Blütenstaub, der die edlen Pflanzen der Hagada bedeckt, wegwischen und diese verunstalten würden. Ja, die Hagada gleicht einem lieblichen, duftenden Blumenbeete, in welches man nicht mit täppischer Hand hineingreifen darf, um sich mit den farbenreichen Blüten und Blättern zu freuen. Abraham Ibn Esra, einer der geistvollsten Schriftsteller im zwölften Jahrhundert, verglich einen Teil des Talmud, der unter dem Namen Hagada bekannt ist, mit einem feinen, dünnen Seidenstoffe, den man nicht etwa wie Sackleinwand berühren und gebrauchen dürfe. Und in der That, wie roh und rauh wurden die feinsten und schönsten Allegorien von bornierten Spöttern behandelt! Ohne poetischen Sinn und ohne Esprit versahen sie die hagadischen Dichtunden mit einer unbeholfenen Interlinear-Uebersetzung und riefen dann mit der kreischenden Stimme boshafter und zanksüchtiger Weiber aus: Seht, das ist die Weisheit der Juden, das ist der Talmud!

Wohlan denn! Wir wollen Eisenmenger's „Entdecktes Judentum" aufschlagen und dann den italienischen Dichterfürsten citierten, damit er als Anwalt und Verteidiger der Hagada auftrete und sie nicht blos gegen den Spott ihrer plumpen Gegner in Schutz nehme, sondern ihr ein Blättchen aus jenem Lorbeerkranz schenke, der sein Haupt ruhmvoll schmückt.

Der Talmud erzählt nämlich folgende Geschichte:

R. Elieser, Sohn des Hyrkanos hatte bereits die zwanzig Jahre hinter sich, als er anfing die Elemente der Religionswissenschaft zu studieren. Was ihm an frischer, jugendlicher Empfänglichkeit fehlte, das ersetzte er durch bewundernswerten Fleiß und unermüdlichen Eifer. Allein er entbehrte sein ganzes Leben der geistigen Zeugungskraft und zeichnete sich mehr durch starres Festhalten an den überlieferten Lehrsätzen aus, so daß man ihn „eine verkalkte Cisterne" nannte, „die keinen Tropfen Wasser verliert". Einst hatte er, der Mann der starken Tradition, viele Religionsgesetze vorgetragen, die von den Weisen nicht gut geheißen wurden. Um seine Autorität zu bestärken, nahm er zu Wundern seine Zuflucht. Dieser Baum möge für mich zeugen, rief er aus, und der Baum entfernte sich von seinem Standorte. Als dieser Beweis für seine Aussagen nicht fruchtete, rief er das Wasser an, und dieses strömte rückwärts. Auch dieses Wunder blieb wirkungslos und, siehe da, eine Himmelsstimme rief aus: Es werde nach der Ueberlieferung Elieser's entschieden. Da sprach R. Josua, der Schüler des R. Jochanan ben Sakkai, der ein Jünger Hillels war: Die Thora ist nicht im Himmel; im Judentum entscheidet die Mehrheit der Weisen und nicht eine übernatürliche Stimme aus den Höhen. Hierauf traf ein Lehrer den Propheten Elia und auf seine Frage: was Gott wohl jetzt mache? antwortete der Prophet: Er lächelt und freut sich und spricht: „Meine Kinder haben mich besiegt!"

Der plumpe Eisenmenger, der in der Uebertragung dieser talmudischen Allegorie sich eines Sprachschnitzers*) schuldig

*) Das Wort chajech, er lachte, übersetzt dieser Professor: Ich schwöre dir bei deinem Leben, als hieße es Chajecha!

macht, der selbst eines Rohling unwürdig ist, begleitet diese Hagada mit der Bemerkung: „Aus dieser talmudischen Raserey sehen wir, daß Gott wie wohl er des R. Eliesers Meinung durch so große Wunder bestättiget haben soll, dennoch endlich habe gestehen müssen, daß er Unrecht gehabt und von den weisen Rabbinen mit dem Disputieren seye überwunden worden.“

Natürlich wird diese Expektoration des gottesfürchtigen Eisenmenger von den großen Talmudisten unter den Antisemiten wiederholt, um zu beweisen, welche lächerliche Vorstellungen die talmudischen Juden von Gott sich machen. Was ist das für ein Gott, rufen sie aus. Er läßt sich von den Rabbinen besiegen; so viel Macht besitzen diese; sie sind noch mächtiger als Gott im Himmel.

Hören wir jetzt den großen Florentiner, wie er den Talmud in glänzender Weise verteidigt.

Im dritten Teile seiner „Divina Commedia“, im zwanzigsten Gesange des „Paradiso“ lesen wir folgende Verse:

„Regnum Coelorum violenzia pate
Da caldo amore, e da viva speranza,
Che vince la divina volontate:
Non a guisa che l'uom all' uomo sovranza,
Ma vince lei, perchè vuole esser vinta,
E vinta vince con sua beninanza.“

Das Reich der Himmel leidet Ueberwält'gung
Durch brünst'ge Lieb und durch lebend'ge Hoffnung,
Von denen Gottes Wille wird besieget.
Nicht, wie der Mensch den Menschen überwältigt,
Vielmehr siegt er, weil er sich läßt besiegen,
Und so besiegt, siegt er durch seine Güte.“

Diese herrlichen Verse Dante's sind der poetische Kommentar zu unserer von Eisenmenger verspotteten Allegorie. Gott läßt sich besiegen, nicht etwa, weil er wie ein Mensch überwältigt wird, sondern weil er sich willig besiegen läßt, und obwohl besiegt als Sieger aus dem Kampfe hervorgeht. Bei Dante ist es seine eigene Güte, von welcher sein göttlicher Wille sich besiegen läßt; im Talmud — ist es sein Ebenbild oder die, dem Menschen verliehene göttliche Vernunft, welche gegen Wunderzeichen und Himmelsstimmen kraft ihrer Denkgesetze und Schlüsse siegt. Es siegt die Liebe in Gott, wenn sein Wille der brünstigen Liebe und der lebendigen Hoffnung der Menschen nachgiebt; es siegt die Weisheit in Gott, wenn ihre Tochter, die menschliche Vernunft, nicht vor Wundern und übernatürlichen Manifestationen sich beugt, sondern sich selbst und der ihr innewohnenden Gotteskraft vertraut.

Die jüdischen Kommentatoren haben sich sehr viel Mühe gegeben, unsere talmudische Allegorie zu deuten, besonders die Schlußstelle derselben; der unsterbliche Dichter der „Divina Commedia“ kommentiert sie am besten und belebt ihren Schlußsatz mit dem poetischen Hauche seines „Paradieses“.

Der feindseligste aller modernen Antisemiten, Eugen Dühring, will den Einfluß des jüdischen Schrifttums auf Dante verantwortlich machen für die grausamen Strafen, die er in seiner Hölle über die Verdammten verhängt. Wohl hat nach dem Urteile Gioberti's die Sprache der Bibel auf die wunderbare Diktion der Divina Commedia mächtigst eingewirkt*); was aber die Hölle betrifft, so hat deren Schöpfer sich durchaus nicht vom Geiste des Judentums inspirieren lassen.

Wahrhaft rührend ist es, wenn Dante in dem „limbo“ oder in dem „Vorhof“ der Hölle die edelsten Griechen und Römer „sonder Hoffnung · in Sehnsucht schmachtend“ sehend, weil sie der Taufe entbehren, wehmütig ausruft:

„Gran duol mi prese al cor quando lo intesi,
Perocchè gente di molto valore
Conobbi che in quel limbo eran sospesi.“

„Als ich dies hört', ergriff mich tiefer Schmerz,
Weil ich erkannte Leute großer Tugend,
Die in dem Zwischenreich des Vorhofs schwebten“.

Wäre Dante's großes Werk vom Hauche des Judentums durchweht, so hätte der Anblick von Sokrates und Plato in dem „limbo“ das Herz des Dichters nicht mit Schmerz erfüllt; denn die Pforten des Paradieses stünden ihnen offen! Der einzige Ausspruch des göttlichen Plato, daß der Mensch ein Ebenbild Gottes genannt zu werden verdient, verleiht ihm ein Anrecht, neben Ben Asai einen Platz einzunehmen, welcher den Vers, daß alle Menschen im Ebenbilde Gottes geschaffen sind, als ein Grundprinzip des Judentums erklärte. Die jüdische Hölle ist eng, das jüdische Paradies ist sehr weit und hat Raum für die Edlen und Guten aller Nationen. Das „Gan Eden“ oder jüdische Paradies ist ein Pantheon, in welchem die Frommen der gesamten Menschheit ohne Unterschied der Race und der Religion weilen und wandeln und auf dessen Eingang der Psalmvers zu lesen ist:

„Diese Pforte führt zu Gott:
Alle Frommen ziehen durch sie ein“.

Der Dichter der „Deborah“.

Von M. Andern, Hattingen an der Ruhr.**)

. . . . Salomon Hermann Mosenthal wurde am 14. Januar 1821 zu Kassel geboren. Eine schlichte Gedenktafel an seinem Geburtshause daselbst läßt uns die Stätte finden, wo seine Wiege stand. Nach beendigtem Studium in Marburg kam er als Erzieher nach Wien, ward daselbst 1850 als Offizial bei einem der Hilfsämter des Unterrichtsministeriums angestellt und erhielt bald darauf die Bibliothekarstelle in demselben. Im Jahre 1871 wurde er durch Verleihung des Ordens der eisernen Krone in den österreichischen Ritterstand erhoben und starb am 17. Februar 1877 in Wien. Dieses in kurzem der Lebensgang des Dichters.

Was Mosenthal seinen Namen am litterarischen Himmel mit Beginn der zweiten Hälfte unseres Jahrhunderts verschaffte, war seine ergreifende Erzählung: „Aus dem jüdischen Familienleben.“ Er selbst schrieb in einem Briefe an die „Gartenlaube“ darüber: „Ich bin überrascht, ja ein wenig

*) Il padre della nostra poesia e della nostra prosa fu squisitamente biblico, non solo nella Divina Commedia, ma nel Convivio e nelle altre sue opere e sarebbe utile e curioso lavoro il raccogliere gli orietanlismi di questo genere che sono sparsi per le tre Cantiche. Del Primato morale e civile degli Italiani pag. 396.

**) Anläßlich der Lektüre dieses Dramas in dem neugegründeten „Leseverein“ isr. junger Leute wurde von dem Referenten obiger Vortrag gehalten.

beleidigt, daß ich gerade wegen dieser Kleinigkeit seit acht Tagen mit Briefen und Telegrammen aus allen Weltgegenden überschüttet werde, als ob ich zum ersten Male vor die Oeffentlichkeit träte. Aus Kassel, Frankfurt, Göttingen, Berlin, Paris und London sind mir solche Gratulationen zugegangen. Berthold Auerbach, mit dem ich seit Jahren korrespondiere, schreibt mir: „Ich muß Ihnen sagen, wie ungemein Ihre Erzählungen von der Tante Guttraud mich angemutet hat. Das ist tief innig, plastisch und in reinem künstlerischen Wohlbedacht vorgetragen" rc. Das letztere beweist uns, wie sehr Mosenthal es verstanden hat, die Gemütsseite des Publikums zu fassen. — Nach wohl kaum zweitägigem Unwohlsein raffte ihn der Tod auf seinem Landhause zu Pötzleinsdorf bei Wien dahin. Er starb in den Armen eines Dieners, denn seine Frau war ihm im jugendlichen Alter vorangegangen und seitdem lebte er einsam. Er besaß — sagt einer seiner Biographen — die gleichmäßige Stimmung und die ruhigen Gefühle, die solches Alleinsein leichter ertragen lassen. Zufrieden, daß ihn abends ein Kreis von Freunden oder eine bekannte Familie ansprachen, ohne jene tiefe Innerlichkeit, die einem eigenen Herd unumgänglich notwendig ist, lebte er scheinbar ganz vergnügt und war als angenehmer Gesellschafter überall gern gesehen. Erst aus seinem Testamente hat man erfahren, daß es in seinem Herzen eine Stelle gab, wo ein wehmütiges Erinnern an begrabenes Glück fortlebte. Es war jedenfalls nicht mächtig genug, um einen Schleier über sein Leben auszubreiten, und sein volles, blühendes Gesicht trug nicht die leiseste Spur stillen Seelenleidens. Eine gedrungene, behäbige Gestalt mit rotem Bart und roten Backen, ein Bild der Gesundheit und Frische, der zufriedensten Weltanschauung: so wird uns sein Aeußeres geschildert. Nicht weniger als zehn Orden schmückten seine Brust, und er war darüber so froh, wie die meisten Poeten, die Orden sammeln, wie andere Leute Käfer und Mineralien. „Trotz dieser kleinen Schwäche war Mosenthal ein Ehrenmann und auf seinem Namen ruht kein Makel — schade, daß er so früh gestorben ist" — sagt Karl v. Thaler.

Was Mosenthal bedeutend machte, sind seine Dramen und besonders das Volksstück. In seiner langen Laufbahn als dramatischer Dichter hat er nur eine einzige vollständige Niederlage erlebt, als er anfangs der siebziger Jahre den „Konrad Vorlauf" im Stadttheater verwegen aufführen ließ. Es läßt sich allerdings nicht verkennen, daß in seinen sämtlichen gesammelten Gedichten (1866 ersch.) die Goldkörner spärlich zu finden sind, und daß von den lyrischen Gedichten ihn keins zu überleben verdiente. Glatte Verse, schöne Sprache, die oft in blumen- und bilderreichen Pathos übergeht, wahre Empfindungsgabe für dramatische Verwandlungen, richtiges Verständnis für Bühnenwirkung; das gilt von Mosenthal als Dramatiker. Seine Stücke — ohne für die Unsterblichkeit geschrieben zu sein — waren seit Jahren eine willkommene Stütze des deutschen Repertoirs, und es befindet sich fast kein einziges darunter, dem nicht einzelne Schönheiten nachzurühmen wären. Seinen ersten und größten Erfolg errang M., wie bekannt, mit der „Deborah" (1849) — erschien 1876 in 5. Auflage — nach welchem seine späteren Dramen bei der Bühne rasch Aufnahme fanden. Im Sommer 1864 wurde dasselbe im Burgtheater in Wien zur Aufführung gebracht, nachdem es die Runde über alle Bühnen Deutschlands und des Auslandes gemacht. Der ungeheure Erfolg der „Deborah" wies den Dichter darauf hin, daß in dem Volksstück seine eigentliche Größe bestehe; das Glück blieb ihm daher auch bei seinem zweiten und dritten Versuche in dieser Richtung treu, dem „Sonnwendhof" (1857) und dem „Schulz von Altenbüren" (1868). Im ersteren herrscht echtes Volksleben; im letzteren „dem Schulz" hat Mosenthal etwas fertig gebracht, was ihm sonst nie gelingen wollte: Einen Mann von schroffem Charakter. Während sonst die Männer die schwachen Seiten seiner Dramen bilden, da sie all an einem verschwommenen, weichlichen Wesen leiden, und wir ihn mit der Schilderung der weiblichen Natur vertrauter als mit der männlichen finden, ist in dem „Schulz" diese Wahrnehmung nicht zu machen. Es ist auch gewiß kein Zufall, daß die meisten Stücke Mosenthals einen weiblichen Namen als Titel tragen; im Mittelpunkt der Handlung steht gewöhnlich bei ihm die Frau, ähnlich seinem Muster, dem Lieblingsdichter der Nation — Schiller, — der ihm als Ideal vorschwebte, der doch allgemein als „Dichter der Frauen" bezeichnet wird.

Schon die Jugendarbeit M.'s „Cäcilie von Albano" (1851) war getreu nach dem bezeichneten Muster Schillers zugeschnitten.

Seine besten Dramen nebst dem Volksstücke schuf der Dichter, wenn er sich litterarische Helden wählte, wie in den „Deutschen Komödianten" (1863) und im „Deutschen Dichterleben", in dem ersteren Stücke, dem einzigen, zu welchem der Dichter ernsthafte Studien machte, liegt ein Stück Kulturgeschichte; der Erfolg bei der Aufführung war allerdings nicht ein entsprechender. Das letztere Drama behandelt das bekannte Verhältnis des Dichters Bürger zu Molly — gewiß ein bedenklicher Stoff für die Bühne, den Mosenthal jedoch mit großem Geschick und so gewandt zu behandeln verstand, daß der Zuschauer bei aller Teilnahme für die unglückliche Dora ganz zufrieden ist, da sie am Schlusse stirbt und die Hände der beiden Liebenden segnend in einander legt. Jedoch auch auf dem Gebiete des Lustspiels und Sittenbildes nach neuestem Muster begegnen wir dem rührigen und vielseitigen Dichter. Von der „Sirene", die 1875, also zwei Jahre vor seinem Tode erschien, sagt die Kritik, daß sie nicht lustig genug sei, und die Figur trage unverkennbar den Stempel der Rachsucht gegen die Wiener Kritiker. Vielleicht finden wir die Ursache hierfür in dem Schmerz und Aerger, welche ihm — der doch eigentlich auf freundliche Anerkennung Anspruch gehabt hätte — von jener bereitet wurde, sprach er sich doch oft und bitter bei seinen Freunden darüber aus, daß es in Wien Sitte geworden sei, den Verfasser eines Stückes wie einen Verbrecher zu behandeln und „ein unendlich verschiedenes Maß anzulegen, je nachdem ein dramatisches Werk auf der Hofbühne oder in der Vorstadt zur Aufführung komme. Während an den Vorstadtbühnen bei den unbedeutendsten Stücken die Verfasser nicht durch die Spieße gejagt wurden, ließe die Kritik an den Poeten, deren Dramen im Burgtheater gegeben würden, gewöhnlich kein gutes Haar; unbarmherzig, unerbittlich zerstampfte sie Stück und Autor, damit das Publikum lache."

Auch als Tragödiendichter haben wir Mosenthals zu gedenken, wenngleich es ihm hierfür an der erforderlichen gewaltigen Natur und den starken Leidenschaften mangelte. Daher konnte sich auch nur die einzige Tragödie „Pietra" — 1865 erschienen — länger auf dem Repertoire behaupten, da sie die beste und kräftigste unter denselben ist. Es seien hier noch genannt „Düweke" (1860) und „Isabella Orsini"

(1870) und endlich „Marina", historisches Drama (1871). In allen diesen Dramen begegnen wir einem gewissen theatralischen Geschick und effektvollen Höhepunkt, wohl ist psychologisch manches unwahr und äußerlich rhetorisch; in der letzten Gattung, besonders den romanischen Familiendramen, herrscht das opernhafte Element vor. Abendrot, Sonnenuntergang, Glockengeläute, musikalische Begleitung einzelner Scenen wiederholen sich fast in jedem. Diese Zuthaten mochte er nicht entbehren, scheinen sie ihm doch als ein Bedürfnis und daß sie, wie er wohl als erfahrener Bühnentechniker wußte, daß sie niemals ohne Wirkung auf das Publikum bleiben würden. Auch lag dieses nahe — und dieses führt uns zu Mosenthals letztem dichterischen Schaffen — weil er viele Operntexte schrieb; aus diesem Grunde schwebt wohl sein Name der Gegenwart immer vor. Denken wir nur an Kretschmer's „Folkunger", Nikolai's „Lustigen Weiber von Windsor", Döppler's „Wanda", Brüll's „Goldenes Kreuz", Flotow's „Müller von Meran", Marschner's „Goldschmidt" von Ulm, vor allem aber an die prunkvolle, schöne und melodienreiche Oper unsers Glaubensgenossen Karl Goldmark „die Königin von Saba", zu der wiederum kein anderer das Libretto geschrieben hat, als unser Dichter. Seine sämtlichen Werke sind 1877—78 in Stuttgart in 6 Bänden erschienen.

Am 17. Februar starb, wie bereits erwähnt, der vielseitige und rührige Mosenthal, dessen Grabschrift nach den Worten des genannten Karl v. Thaler lauten könnte: „Hier ruht ein Dichter von den Schlägen der Kritik aus." Wir aber möchten ihm zurufen:

„Dir aber edler Dichter, ob verborgen
Ob leer an Freuden, fern dem Festessaal,
Strahlt siegesfroh, durch alle Zweifelssorgen
Im Sonnenglanze Dein hehres Ideal.
Das bleibt Dir treu, auch wenn die Nacht gekommen
Und streckt sich machtvoll über Raum und Zeit,
Und lebt, wenn längst Dein Lebenslicht verglommen
Und leuchtet fort in alle Ewigkeit."

Feuilleton.

Des Vaters Schuld.

Erzählung von Moritz Scherbel.

(Fortsetzung).

Ludwig lebte wie in einem seligen Traume, aus dem er ein Erwachen nimmermehr gewünscht. Doch allmählich näherte sich die Zeit, wo er, freilich in Gesellschaft seines Freundes, seine pflichtgemäße Rückkehr nach Berlin antreten mußte. Ein banges, nie gekanntes Gefühl bemächtigte sich seiner, wenn er daran dachte.

Wohl, er war Manns genug, um sich über den Abschluß genossener, schöner Tage hinwegzusetzen und dem Ruf zur Pflicht Rechnung tragend, das Leben wieder in einer prosaischen Form aufzunehmen, ohne dabei in Schwermut zu versinken. Daß er das trauliche, gastfreundliche Haus verlassen, daß er aus dem ihm so lieb gewordenen Verkehr mit der Ulrich'schen Familie werde heraustreten müssen, hielt er für überwindlich und glaubte im Verfolg seines Studiums bald daran vergessen zu können, daß er aber Emilie nicht sprechen, nicht sehen, dem beseligenden Zauber, der für ihn in ihrem Umgange lag, entrückt werden sollte, schien ihm kaum möglich. Dabei entrang sich allmählich wie aus dunkler Tiefe das Hindernis hervor, das ihm mit unerbittlicher, grausamer Strenge den Weg verlegt, der zu ihrem Besitz führte — er war Christ und sie — Jüdin. Es gab Stunden, wo ihm diese unglückliche Erkenntnis fern blieb. Es gab Stunden, wo er sich dem beglückenden Gedanken hingeben konnte, den Gegenstand seiner ersten, darum um so heftigeren Liebe, einst sein zu nennen. Er wurde dabei unterstützt und ermutigt durch die Wahrnehmung, daß auch er Emilie nicht gleichgiltig und er daher auf eine Erwiderung seiner Herzensneigung rechnen konnte. Aber bald genug wurde dieser selige Traum gestört durch das traurige Faktum, das sich zwischen ihn und sein Glück drängte, er erinnerte sich dessen, was ihm geschehen, und wie von wilder Hand aufgescheucht, flogen und stoben seine Zukunftspläne auseinander.

Was in dem Herzen der 19jährigen Emilie vorging? Nun, es war das erste Erwachen jugendlicher Glückseligkeit, die erste Regung eines liebenden Mädchenherzens. Wie war ihr die Welt jetzt so besonders schön! Sie hatte den Mann gefunden, kennen und lieben gelernt, in dem sie das Ideal zu schauen wähnte, wo alle Wünsche des weiblichen Herzens ihren Zusammenfluß finden, mit dem allein man nur wahrhaft glücklich sein könnte. Und sie ergötzte sich an der möglichen Erfüllung ihres Lebenswunsches. Sie ahnte, was in der Seele Ludwigs für sie vorgehe. Freilich war der Abstand zwischen ihr und ihm groß. Er, der Sohn des reichen Bankiers und sie, die Tochter des gewöhnlichen Handwerkers, er mit seiner wissenschaftlichen Bildung, und sie mit den geringen Kenntnissen, die sie sich in der städtischen Mädchenschule erworben — und da noch hoffen zu wollen — das war kühn. Aber die jüngste Tochter Ulrichs bewahrte nichtsdestoweniger das Vertrauen zu einem glücklichen Ziele ihrer Liebe, er wurde ihr durch nichts gestört und schwer gemacht; hell und licht wie am Frühlingshimmel sah es in ihrem Innern aus.

Wie still und ruhig sich auch dieses Verhältnis zwischen den Liebenden zu gestalten begann und sich später weiter entwickelte, so konnte es doch von denen, in deren Mitte die Herzensverknüpfung sich vollzog, nicht unbeobachtet bleiben. Zwei Monate weilte Ludwig nun bereits in dem Hause Ulrichs, und wenn auch in erster Zeit das Verhalten von dem Freunde Eduards allen Gliedern der Familie gegenüber ziemlich gleich blieb, so wurde doch später eine größere Annäherung desselben an Emilie merklich zur Wahrnehmung gebracht. Was man sich stillschweigend dachte, mochte verschiedener Natur gewesen sein und war es auch.

Während der alte Ulrich, praktisch wie er war, der gewonnenen Erfahrung kaum eine Bedeutung beimaß, und ihm der Unterschied des Standes zwischen den Beteiligten kein rechtes Gelingen ihres Bestrebens absehen ließ, und weil er ohnedies niemals etwas von einer Liebesheirat gehalten, empfand die Mutter Emiliens die froheste Genugthuung über die Gegenseitigkeit der Neigung, die sie zwischen den sich Aufsuchenden hervortreten sah, betrachtete Fanny neidlos, aber mit besorgtem Blick die süßen Fesseln, wie sie immer mehr und anschließender um die Seele der Schwester sich legten.

Wenn man unter sich war, sprach man bereits davon. Dann offenbarte auch Eduard seine Meinung dahin, daß die Möglichkeit nicht ausgeschlossen sei, daß der alte Reinfeld, wiewohl er auch sonst ein sehr hochfahrender Mann sei, schließlich doch dem Glücke seines Sohnes nicht in den Weg treten werde, warnte indes doch vor einer festen Annahme dieses Falles. Was indes Ludwig selbst betraf, so hatte er ihn von der trefflichsten Seite kennen gelernt und glaubte, ihm mit vollstem Vertrauen die Zukunft seiner Schwester in die Hände geben zu können.

So lagen die Sachen, als sich die beiden Studenten zur Rückkehr nach Berlin rüsteten. Ludwig hatte in der letzten Besprechung mit dem alten Ulrich von diesem die Erlaubnis zu einem schriftlichen Verkehr mit Emilie sich erbeten und auch erhalten. Mit dieser selbst hatte er bereits früher darüber geredet, doch nur zögernd das Zugeständnis dafür gefunden.

Ludwig Reinfeld war wieder in Berlin, aber er hatte den Frieden seines Herzens in L. zurückgelassen. Wie man dort über das Verhältnis zwischen ihm und Emilie dachte, mit welchen Möglichkeiten man dabei rechnete, haben wir bereits angegeben. Die Stimmung war jedenfalls keine hoffnungslose, weil man ein absolut störendes Moment in seiner Berechnung nicht zu erkennen vermeinte. Nur Ludwig allein fühlte in sich den vorhandenen Funken, der später, zum verderblichen Blitz entwickelt, sein Lebensglück und mit ihm den Frieden zweier Familien zu zerschmettern berufen sein werde. Wenn es sich blos um Rang und gesellschaftliche Stellung gehandelt, die seine Familie von der Emiliens trennte, so wußte er zwar, daß sein Vater zum Nachgeben gebracht worden wäre; er, der Vater, liebte ihn zu sehr, als daß er ihm dieses Opfer nicht gebracht hätte. Allein eine andere wehrende Macht tauchte finster und wie ihn höhnend vor ihm auf, eine Macht, die von menschlicher Kraft unbezwingbar, ihn den Besitz Emiliens streitig machte. Es war der Unterschied der Religion, der zwischen ihnen lag. War ihm selbst Religion nur ein leerer Begriff, da er niemals etwas näheres über ihre Bedeutung und Ziele erfahren, so war doch das moralische Prinzip in ihm ein so ausgeprägtes, daß er sich schon durch das bloße, gegebene Wort zu einer Verpflichtung daran in einer Weise gebunden fühlte, die ihm eine willkürliche Lösung davon wie ein Treubruch erscheinen ließ, vor dem ihn schauderte.

Sonst aber noch würde der alte Ulrich, wir ihn kennen gelernt, nie und nimmer sich dazu verstehen, seine Tochter einem Christen zur Frau zu geben, wenn dieser auch die höchste Stellung im Lande einnehmen würde.

Das war der drückende Alp, der die Brust des armen jungen Mannes beschwerte, und den er von der letzten Ferienreise heimgebracht hatte. Er trug dieses unglückliche, ihn Tag und Nacht quälende Bewußtsein als ein verschlossenes Geheimnis mit sich herum. Selbst Eduard, der Freund, vor dem er sonst sein ganzes Innere zu erschließen pflegte, sollte einstweilen nichts davon erfahren. Allein kein Mensch ist wohl im Stande, zu verhindern, daß ein Seelenkampf, wie er hier stattfand, nicht auch seine Wirkung nach auswärts hin trage.

Das ganze Wesen Ludwigs schien eine Veränderung erlitten zu haben. Die Erkenntnis hiervon trat zuerst in dem elterlichen Hause zu Tage. Man fand ihn in sich gekehrt, schweigsam, übellaunig; er, der früher im Stande war, ganze Gesellschaften stundenlang in heiterster Stimmung zu erhalten. Für Eduard war dieser Temperamentwechsel bei dem Freunde weniger rätselhaft; er kannte die Vorgänge in dessen Seele, er kannte seine Beziehung zu Emilie. Nichtsdestoweniger war ihm doch der dabei vorherrschende Trübsinn unerklärlich. Sollte Ludwig die Einwilligung seines Vaters zu dem von ihm geschlossenen Herzensbündnis für so aussichtslos halten, daß er darüber den Kopf hängen ließ? Das war nicht anzunehmen, denn abgesehen davon, daß Eduard die Liebe wohl kannte, die der alte Reinfeld für seinen Sohn bewahrte, war dieser selbst energischer Natur.

(Fortsetzung folgt.)

Aus meinem Leben.

Von M. G. Saphir.

II.

Wie süß ist die Erinnerung an die Kindheit! Wie lieblich ist der Gedanke an die Jugendjahre!

Kindheit! Maimorgen-Dämmerung des Daseins! Jugend! Frühlings-Sonnenaufgang des langen Lebenstages! Kindheit, Jugend! reizende, süße Vignette und Titelblatt des Menschenbuches, leichtgeschürzte, flüchtige Vorläufer und Blumenstreuer vor dem schweren Gespann des nachrollenden Alters; selig, wer mit entzückender Erinnerung von euch reden kann; selig der, dem ihr im Gedächtnis dasteht, reichgeschmückt und lichtumflossen, und ihm die Arme öffnet jeglichen Augenblick, wenn er im Lebensstrome aufwärts schwimmt zur Quelle der Jugend! Dreimal selig der, dessen Erinnerung sich das Gedächtnis an Kindheit und Jugend zurückgelegt hat als Notpfennig für die alten Tage, der die goldnen Schau- und Krönungsmünzen, welche die tanzende Jugend auf seinen Weg gestreut, in der Erinnerung eingesammelt hat, um in später Zeit von den einzelnen Stücken ganze Jahre zu vergolden!

Ich, ich hatte keine Kindheit! Ich hatte keine Jugend!

Diese zwei goldnen Einleitungsblätter fehlen in meinem Lebensbuche! Die Kindheit, dieser farbige, buntgemalte Anfangsbuchstabe, ist weggerissen von der langen Zeile meines Daseins!

Ich hatte keine Kindheit, keine Jugend! Nicht Gängelband und nicht Rollwägelchen lehrten mich gehen, sondern ich schlug mir so lange die Nase blutig, bis ich gehen konnte! Ich hatte keinen Namenstag und keinen Geburtstag! Ich hatte kein Spielzeug und keinen Spielgefährten! Ich hatte nie Ferien und wurde nie spazieren geführt! Mir wurde nie eine Freude gemacht, ich erhielt nie eine Belohnung, ich wurde nie mit irgendeinem Sächelchen überrascht, ich erfuhr nie eine Liebkosung! Kein schmeichelnder Ton führte mich zum Schlummer und kein freundlicher Laut rief mich zum Erwachen!

Die zwei leuchtenden Augen des Lebens: Kindheit und Jugend hat mein Schicksal mit einem schwarzen Pflaster bedeckt! Sie existierten nicht für mich mit ihrem Licht und mit ihren Strahlen, nur mit ihrem Brennen und Stechen und tiefen Weh!

Das Flügelkleid des Lebens war für mich eine Zwangsjacke! Ich wurde gefüttert mit Drangsal, großgezogen mit Schlägen, gebadet in ewigen Drohungen, unterrichtet in Entbehrungen, ich bekam Schwimm-Lektionen in Thränen und

Turnunterricht mit dem nie rastenden spanischen Rohr eines Hauslehrers!

Vergebens blättere ich zurück und blättere ängstlich und suche mit spähendem Auge in dem Kalender meiner Kindheit, da finde ich keinen Tag, der angestrichen wäre mit dem Rot eines Festtags; da ist keine Stunde, die bezeichnet wäre mit irgendeiner winzigen Freude, da ist keine Minute, die überdeckt wäre mit dem dünnsten Goldschlägerblättchen eines kindlich-frohen Augenblickes!

Wenn ich in einsamen Stunden auf- und abschreite und herumwandle in den Ruinen meiner frühesten Lebenstage, da begegnet mir nur eine traurige weibliche Gestalt mit niedergedrücktem Gang, mit blaßblauen, in Thränen geübten Augen, mit leidenden, in Duldung ergebenen Zügen, gebückten Hauptes, kränklich und willenlos, mild und in Resignation aufgelöst, und diese Gestalt fuhr mit feuchtkalten, fleischlosen, zarten und weißen Händen über die brennenden, von Thränen überschwämmten Wangen, und sagte nichts, als fast tonlos mit sterbender Stimme: „Sei still, Moritz, es wird schon wieder gut werden!"

Diese Gestalt war meine Muter! Ach, sie hatte ein Herz voll Liebe, voll inniger, herzlicher Liebe für alle, alle Menschen, und auch für ihre Peiniger, und nun gar für ihre Kinder! Aber dieses Herz war gebrochen, in allen Adern grausam, höhnisch zerrissen, an seinen zartesten Fäden zerrissen, und als ich eines Morgens erwachte, trugen sie einen schwarzen Kasten hinaus, und ich sah die liebliche, leidende, zärtliche Gestalt nicht wieder, und keine zarte Hand fuhr mehr über meine thränennassen Wangen, und kein süßer Laut sprach mehr! „Sei still, Moritz!" Ich hatte keine Mutter mehr, ich sah sie nicht wieder!

Aber doch, doch! Ich sah sie wieder! Dreißig Jahre später! Man wird lächeln! Und doch! Und doch!

Noch steht ein Samstag vor mir, ich sollte große Prüfung aus dem Talmud machen! Die Rabbinen des Ortes waren eingeladen! Es ging alles vortrefflich! Die Rabbinen waren außer sich über meine Kapazität und prophezeihten, ich werde ein großer Rabbiner werden! Mein Vater hatte den großen philosophischen Grundsatz: „Man muß den Kindern nie zeigen, daß man sie lieb hat!" ein Grundsatz, der hie und da noch gang und gäbe ist, und wie ein Gifthauch über die zarte Pflanzung der kindlichen Liebe im Herzen des Kindes hinfährt!

Ich war auf eine Belohnung gefaßt und weinte bitterlich. Da kam die blasse Gestalt, die Leidensfrau, meine Mutter, mit einem kleinen seidenen Tüchlein in der Hand und fuhr mir mit den zarten weißen Händen über das Antlitz und trocknete meine Thränen und sagte: „Sei still, Moritz, es wird schon wieder gut werden!" und knüpfte mir das seidene Tüchlein um und weinte selbst still dabei.

Nach dreißig Jahren lag ich in München am Nervenfieber darnieder. Meine Kollegen, die Journalisten, hatten schon meinen Tod verkündet. Das Hirn glühte in meinem Kopfe, mein Blut floß wie Lava durch die Adern, es hämmerte an meinen Gehirnwänden, die Denkkraft flatterte wie ein vom Sturm zerfetzter Wimpel auf meinem Gedankenschiffe hin und her, und meine Pulse schlugen wie die Planken eines lecken Fahrzeugs auf erzürnten Wellen. Es war Nacht und öde Stille um mich herum, da öffnete sich die Zimmerthüre und hereintrat oder schwebte vielmehr eine traurige weibliche Gestalt mit blaßblauen, in Thränen geübten Augen, mit leidenden Zügen, es war meine Mutter! In der Hand hatte sie dasselbe seidene Tüchlein, und sie nahete sich meinem Bette und fuhr mit den zarten weißen Händen über mein glühendes Antlitz, und sie band mir das seidene Tüchlein um den Hals und neigte sich nieder und flüsterte: „Sei still, Moritz, es wird schon wieder gut werden!" Und ein Kuß hauchte meine Stirne an, und sie verschwand!

War's ein Traum? Ein Fieberbild? War's mehr? Ich will es nicht entscheiden.

Aber ich fühlte mich innerlich genesen von diesem wundersamen Augenblicke an, und eine Beruhigung, die an Zuversicht grenzte, ging durch mein Wesen, und die Ueberzeugung, daß ich genesen werde, erfüllte mich unerschütterlich. Am andern Morgen kam ein vortrefflicher Arzt, der unschätzbare Herr Medizinalrat von Koch, fühlte mir den Puls, sah mich an und sprach in seiner liebenswürdigen Weise: „Ei, schämen Sie sich, ist das ein Puls für einen Fieberkranken?"

Und von derselben Stunde an war die Krankheit gehoben.

Es ist höchst wunderbar, wie lange oft gewisse Momente und Szenen aus unseren Kinderjahren vergessen liegen in uns und bei einer unvermuteten Veranlassung plötzlich wie auf den Druck einer geheimen Springfeder herausspringen und vor uns offen daliegen! Wie leicht aufgeritzt ist das Reich der frühesten Erinnerungen!

Ach, darum kann der Mensch gar nicht wissen, welch ein Heiligtum, welch eine heilige, göttliche, wundersame Mythe und Ueberlieferung die Kindheit ist! Darum soll der Mensch dastehen vor jedem Kinde wie vor einem Zauberschreine, in dessen Gesteine und Geschnitze göttliche Offenbarungen liegen, aus dessen Innern eine uns unbekannte, bedeutsame, göttliche Musik ertönt, und der Schlüssel zu diesem Zauberschreine ist Liebe, nichts als Liebe!

Ach, bedenkt ihr alle, die ihr auf der Klaviatur des Kinderlebens und auf der Taftatur der Kinderherzen herumfahrt, bedenkt, daß die Töne, die ihr jetzt anschlagt, in diesen Herzen fortvibrieren bis ins späte Alter, und daß jeder falsche Ton, jede harte Note einst heraussteigen wird als ein Wesen für sich und von euch Rechenschaft fordern wird für jeden falschen Griff, für jede gerissene Saite, für jedes Wischen und Schleifen auf dem Forte und Piano des jugendlichen Herzens!

Die Eltern denken nur daran, wie sie jetzt den Kindern erscheinen, und strafen sie jetzt und liebkosen sie später, und verwunden das zarte Herzchen in diesem Augenblicke und verbinden es im nächsten Augenblicke wieder mit der Wundsalbe von Zärtlichkeit und mit dem Giftpflaster von Geschenken und Spielereien; allein sie vergessen, daß die Einschnitte und Verletzungen, die man dem jungen Herzchen macht, tief gehen und tief bleiben, und das Giftpflaster und die Wundsalbe nur auf der Oberfläche bleiben, und in spätern Jahren, da zählt das erwachsene Herz seine Narben, und es erinnert sich nur der Wunden und des Schmerzes und des Instrumentes, das sie machte, aber nicht auch der kühlenden Salbe und des abgefallenen Verbandes!

Die Eltern müssen die Kinder nicht so behandeln, daß sie dieselben blos jetzt als Kinder lieben und ehren, denn ein Kind liebt leicht und schnell alles, was ihm mit Liebe entgegenkommt, — nein, sie müssen sie mit solcher Liebe lieben und umgeben und großziehen, daß diese Liebe als ein Einziges, Unversehrtes, an und für sich Bestehendes mit hinübergehe in das Gedächtnis des kindlichen Herzens bis in ihr

spätestes Alter; daß diese Liebe eine Mitgift werde für die Zukunft des Kindes, und daß die Kinder von der Erinnerung an ihre Kindheit nichts mit hinübernehmen in ihr Alter, als die Liebe, die sie erhielten!

Wochen-Chronik.

Bürgerliche Verhältnisse.

* **Drumont**, der „Schöpfer" des Antisemitismus in Frankreich, ist am 5. d. M. aus Brüssel zurückgekehrt und wurde vor dem Nordbahnhof von 2000 Personen, größtenteils Neugierigen erwartet. Rufe wie: „Nieder mit den Juden! Nieder mit Rothschild"! fehlten natürlich nicht. Das Redaktionsbüreau der „Libre parole" hatte illuminiert. Die Menge brachte Hochrufe auf Drumont aus, der auf dem Balkon erschien und, ganz nach Art anderer Großen, eine Dankrede hielt. Der ganze Einzug war eine mißlungene Kopie desjenigen Rocheforts.

* Herr Elie Scheid aus Paris, General-Administrator des Baron Edmund v. Rothschildschen Kolonien in **Palästina**, hat während seines jüngsten Aufenthaltes in Konstantinopel von der Pforte die wichtige Vergünstigung erwirkt, 1000 jüdische Familien in Syrien auf von Baron Rothschild angekauften Ländereien (Soulan in Baschan und in der Nähe von Damascus) anzusiedeln. Herr Haim Cohen wurde beauftragt, diese Ländereien in Besitz zu nehmen.

* **Der italienische Deputierte** Dr. Napoleon Colajanni richtete an den österr. Abgeordneten Dr. Bloch nachstehendes Schreiben: „Geehrter Kollege! Als einer der italienischen Deputierten will ich es nicht unterlassen, Ihr offenes Schreiben an die italienischen Parlamentsmitglieder zu beantworten. Unsere Sympathien für die unterdrückten Rumänen in Ungarn schließen nicht die wärmste Sympathie für die unterdrückten Juden in Rumänien aus; das kann nicht sein und ist nicht in Italien, im Vaterlande von Carl Cattaneon, der vor ca. 70 Jahren eine Monographie zur Verteidigung der Juden schrieb, die, wie ich glaube, bis heute unübertroffen ist; Italien ist das einzige zivilisierte Land, das immun geblieben ist gegen das Gift des antisemitischen Glaubens- und Rassenhasses."

* Das jüdische Emigrations-Komité, welches für **Wilna** vom Ministerium des Innern bestätigt ist, eröffnet in kurzem seine Thätigkeit. Mit Eröffnung der Navigation soll durch Vermittelung des Komités eine Gruppe von Emigranten nach Argentinien abgefertigt werden. Nach Angaben des „Woschod" wurden im Verlauf der letzten Jahre ca. 3000 Juden nach Argentinien übergeführt. Von den der jüdischen Kolonisations-Gesellschaft in Argentinien gehörigen Ländereien ist mindestens die Hälfte unbewohnt. Die Uebersiedelung der 3000 Personen hat der Gesellschaft 376 869 Pfd. St. oder rund $7^1/_2$ Millionen Mk. gekostet; d. h. jeder einzelne Emigrant verursachte eine Ausgabe von 2500 Mk. der Gewinn für das verflossene Jahr belief sich auf 60,000 Pfd. St.

* **Die russischen Juden.** Herr Benjamin Pollak in Minsk hat auf eigene Kosten eine kleine jüdische Ackerbaukolonie in der Nähe der Stadt begründet. Der Magistrat erklärte sich bereit, der jüdischen Gemeinde zu diesem Zwecke ein Areal von 30 Desjatin zu überlassen. Da aber die Kolonie aus zehn Familien bestehen soll, so kommen auf die Familie blos 3 Desjatin Landes, was auch bei fleißigster Bearbeitung nicht ausreicht, eine Familie zu ernähren. Auch die Summe für Häuserbau, landwirtschaftliche Geräte, Vieh 2c. (100 Rbl. pro Familie) ist entschieden zu niedrig bemessen, sodaß die Kolonisten jedenfalls genötigt sein werden, nach irgend einem Nebenerwerb zu suchen, wodurch die gedeihliche Entwicklung der jungen Schöpfung beeinträchtigt, wenn nicht gar in Frage gestellt wird. Vielleicht entschließt sich die Gemeinde, den erforderlichen Zuschuß zu gewähren. — Der Zar hat die Vorlage des Finanzministers bestätigt, der zufolge das prozentuale Verhältnis der jüdischen Schüler der Odessaer Handelsschule zu den nichtjüdischen Schülern dieser von einer Kaufmannschaft unterhaltenen Lehranstalt gleich dem Verhältnis der jüdischen Kaufleute zu den nichtjüdischen sein soll.

* **Ueber die ungarische Kirchenpolitik** wird aus Budapest gemeldet, daß die Regierung beabsichtigt, die beiden noch rückständigen kirchenpolitischen Vorlagen im Oberhause, unmittelbar nachdem das Abgeordnetenhaus die Budgetberatung beendet hat, verhandeln zu lassen. Von unterrichteter Seite wird bestätigt, daß Ministerpräsident Banffy mit dem gemäßigten Teil der Opposition des Oberhauses Besprechungen pflog, um in der Frage der Konfessionslosigkeit ohne prinzipielle Zugeständnisse seitens des Kabinets einen Ausweg zu finden. Bezüglich der Rezeption der Israeliten hält die Regierung ihre Vorlage unverändert aufrecht.

* **Aus Amerika.** Eine eben in New-York erschienene hebräische Zeitschrift nennt sich בר המערבי „Die westliche Lampe". Die Monatsschrift wird von Herrn A. H. Rosenberg unter der Aegide einer Gesellschaft für Verbreitung hebräischer Litteratur in Amerika herausgegeben. Die erste Nummer enthält 72 Seiten und ergeht sich über die verschiedensten und fremdartigsten Gebiete, ein wahres Quodlibet von Nachrichten, Dichtungen, Orthographien, Lexikographien, Alphabeten-Archäologie, Analekten, Witzeleien und Satyren 2c., wie wir nie in irgend einem Magazin angetroffen haben. — Die Studenten des „Hebrew Union College" in Cincinnati haben einen wissenschaftlichen Klub gebildet, der jeden zweiten Sonntag einen deutschen Abend hält. Zweck dieser Abende ist, die Kenntnis der deutschen Sprache, welche dem jüdischen Theologen für seine wissenschaftlichen Zwecke ganz unentbehrlich ist, zu fördern. Sonntag, am 27. Januar, fand die erste Zusammenkunft statt.

— Der guten „Deborah" in Cincinnati ist namentlich die Ueberschrift, mit welcher der hier gebrachte Bericht über die Versammlung in New-Orleans versehen war, („Ein Ruck nach rechts in Amerika") in die Glieder gefahren, so daß sie es bis heute noch nicht verwinden konnte und immer wieder darauf zurückkommt, bald grob, bald sanft — „wies trefft". Um auf ihr greises, im Sturme bewegtes und bewährtes Haupt feurige Kohlen zu sammeln, geben wir ihr Entrefilet aus der letzten Nummer ohne Glosse wieder: „Unseren Herren Kollegen im deutschen Reiche, die an dem Rückgang der Re-

form so viel Vergnügen finden, übermachen wir hiermit die Nachricht, daß soeben das Gebetbuch für die israelitischen Gemeinden Amerikas fertig und der Presse übergeben worden ist. In diesem für alle Reformgemeinden bestimmten Buch ist noch ein Minimum Hebräisch beibehalten, in der Hauptsache aber ist es reines Englisch mit Anweisungen für Chor, Orgel und Predigt, ohne Erwähnung der rabbinischen Feiertage und ohne rabbinische Fasttage, ohne Hinweis auf eine mündliche Lehre, körperliche Auferstehung und persönlichen Messias, Rückker nach Palästina oder Wiedererhebung des verfallenen Thrones Davids. Die ganze Gebetordnung ist ebenso streng amerikanisch-freisinnig, wie sie streng biblisch-jüdisch ist. Und das ist die Liturgie für das gesamte amerikanische Judentum, die paar Nachzügler aus fremden Ländern abgerechnet. Das bezeichnet den „Ruck nach rechts im amerikanischen Judentum“. Vom Hutabnehmen und dem Beisammensitzen von Männern und Frauen in der Synagoge ist darum die Rede nicht in der Liturgie, weil sich das alles und an allen Orten von selbst versteht.“

Gemeinde, Synagoge und Schule.

* **Berliner Nachrichten.** Der Bericht über die letzte Sitzung der Repräsentanten mußte wegen Raummangels zurückbleiben.

— Vor einem großen und erlesenen Zuhörerkreise hielt am Montag, 11. d. M. Herr Rektor Dr. Adler im Saale der Gesellschaft der Freunde hier in Berlin einen Vortrag über die Judenverfolgungen in Deutschland zur Zeit des ersten Kreuzzuges.

Nach einleitenden Bemerkungen über die hauptsächlichsten Forscher und die wichtigsten Quellen, denen wir ein zuverlässiges Bild über die Leiden jener Zeit verdanken, ging Dr. Adler auf die Vorgeschichte zurück und zeigte, in wie freundlichem Verhältnisse Juden und Christen bis zum Jahre 1000 etwa gestanden und wie sich dieses freundliche Nebeneinanderleben auch auf Teilnahme religiöser Bräuche manchmal erstreckte. Damals sei der Besuch des jüdischen Gottesdienstes seitens vorurteilsloser Christen keine Seltenheit gewesen, bis die Geistlichkeit, die wohl eine tiefergehende Annäherung auf religiösem Gebiete befürchtete, durch Konzilsbeschlüsse und Verordnungen dem lebhaften Verkehr der beiden Konfessionen immer höhere Schranken zu ziehen suchte. Der Redner zeichnete die Juden als Handelsleute, als Vermittler des Verkehrs zwischen Abend- und Morgenland und führte christliche Urteile über die Redlichkeit und Legitimität aus jener Zeit vor, die mit keiner Silbe von einem Wucher der Juden zu erzählen wissen. Der Fanatismus, der alle dunklen Stellen mit Argusaugen rasch zu erspähen weiß, kann den Juden von damals keine Unehrlichlichkeit im Geschäftsverkehr vorwerfen, was wiederkehrt, sind Anklagen über die Verstocktheit und Halsstarrigkeit, die sie beim „falschen Glauben“ verharren lassen. Die Geistlichen wenden sich immer und immer wieder in Rede und Schrift gegen die „verstockten Ungläubigen“, „die Verblendeten“, „die Feinde Gottes“, und untersagen aus solchen Gründen — freilich auch noch meist vergebens — jeden Verkehr mit den Juden. Kaum konnten die Juden den Genuß der ihnen urkundlich verbrieften Rechte und Freiheiten so recht empfinden, daß für sie den Beginn des messianischen Reiches einzuleiten schien, da dringt zu ihnen die Kunde, daß die in Frankreich sich sammelnden Scharen von Kreuzfahrern die Juden Frankreichs mit Vernichtung bedrohen, falls sie sich nicht zum Christentum bekehren.

Nun entsteht das Schauergemälde von den Leiden, von dem Vertreiben, Plündern und Niedermetzeln der Juden.

Des edlen Kaisers Heinrich IV. eigene Ohnmacht ist nicht im Stande, die Juden an Leben und Eigentum zu schützen.

Aus Frankreich wälzt sich das Verderben herauf, immer neue Horden, ungezügelte Mordgesellen, beutelüsterne Brandstifter überschwemmen die rheinischen Städte und verüben nun Greuel an den wehrlosen Juden. Zwei volle Monate wütete die fanatisch entfesselte Volkselemente, überall auf ihren Mordzügen die grauenhaften Spuren ihrer Thätigkeit hinterlassend. Voll dramatischer Lebendigkeit, des Hörers Mark erzittern machend, schildert der Vortragende, den Untergang der rheinischen Gemeinden, die Hinschlachtung aller Juden in Worms, Mainz, Köln, Xanten u. s. w. Obwohl die Rückkehr Heinrichs IV. aus Rom dem Gemetzel Einhalt gebot, so konnten die so schmählich getäuschten Juden kein Zutrauen zu ihren christlichen Mitbürgern mehr fassen. Nun gab der Redner in wenigen Strichen ein Bild von dem geistigen und materiellen Verfall der deutschen Juden. Die Kreuzzüge wirkten lähmend und ertötend auf das frisch pulsirende religiöse und wissenschaftliche Leben. Man sah die erlittenen Verfolgungen als ein von Gott verhängtes Gericht zur Strafe von vernachlässigten Vorschriften. Man suchte und grübelte und fand immer mehr Gründe für jene erschütternde Heimsuchung, man wollte Gott durch strengere Uebung, durch Bußfertigkeit und strenstes Befolgen auch den ehrwürdigen rabbinischen Anordnungen wieder versöhnen und zur Gnade stimmen. Zaun reihte sich an Zaun und die Gesetzesumzäunungen beengten mit der Zeit den freien Blick und die unvoreingenommene Betrachtung der Dinge. Die edle Darstellung, der lebendig dahinfließende Vortrag und der warme Ton des Redners waren im Verein mit den erschütternden Vorgängen von einer Wirkung, der sich auch härtere Seelen nicht gut entziehen konnten. Erhebend und versöhnend erhob sich aus dem Blutgemetzel und Beuteplündern der Kreuzfahrer die Begeisterung, die Hingebung, der willige Opfermut unserer Ahnen, die gern und freudig ihre Töchter und Söhne, um sie vor Abfall und Schmach zu retten, in reinem Erglühen für ihr Heiligtum dem Ewigen dem Gott Israels hingaben, und selber mit dem Bekenntnis auf den Lippen sich in den Tod stürzten.

Bernhard Traubenberg.

— Der Humanitäts-Verein „Gewul Tauw“ hatte am 6. d. M. zum Besten seiner Witwenkasse in Keller's Festsälen eine Festlichkeit für seine Mitglieder veranstaltet, die trotz ihres intimen Charakters eine recht ansehnliche Zahl von Teilnehmern aufwies. Der größere Raum war allerdings, wie das bei Familienkränzchen üblich, dem Tanze eingeräumt worden, doch auch Genüsse geistiger Art hatte das Vergnügungskomite herbeizuzaubern verstanden. Musikalische und deklamatorische Darbietungen wechselten mit ernsten und humoristischen Vorträgen in freier Rede und in poetischer Fassung. Ja, selbst die unvermeidlichen Spezialitäten waren nicht ausgeblieben, wie denn schließlich eine große Verlosung von allerlei niedlichen und nützlichen Gegenständen manch einer holden Mädchenblume ein köstliches und entzückendes Andenken an jene froh verlebten Stunden in den Schoß warf. Diejenigen dagegen, denen Fortuna nicht so hold

gewesen, mögen sich mit dem Bewußtsein trösten, sich köstlich amüsiert zu haben. Die Stimmung war eine recht gemütliche, die durch keinen Mißton getrübt wurde, und da der Besuch, wie schon angedeutet, ein recht reger gewesen, so steht, was die Hauptsache ist, zu erwarten, daß auch das Ergebnis für die Kasse ein vollauf befriedigendes genannt werden kann. J. M.

— Vor etwa 1½ Jahren hatte Herr Rudolf Mosse die Absicht kundgegeben, eine interkonfessionelle Erziehungsanstalt in der Nähe von Berlin zu stiften, und stellte für diesen Zweck zunächst eine Million Mark zur Verfügung. Der Stiftung wurde jedoch, wie verlautet, die allerhöchste Genehmigung versagt, weil höheren Orts solche Institute nur dann gern gesehen werden, wenn sie in rein-christlichem Geiste geleitet werden. Nun scheint die Genehmigung doch erlangt worden zu sein, denn die Eröffnung der Anstalt ist für Ostern dieses Jahres angekündigt und ein Dr. Heinitz zum Leiter derselben ernannt. — Wiewohl wir durchaus nicht gegen eine lebhafte Beteiligung an christlichen Wohlthätigkeits-Unternehmungen sind, so müssen wir doch unsere Stimme warnend gegen interkonfessionelle Institute erheben, erstens, weil das Judentum stets, wie natürlich, der herrschenden Religion — wie mannigfache Erfahrungen lehren — hintangesetzt wird, und dann, weil die Interkonfessionalität bei solchen Gründungen früher oder später ausgelegt wird: mit Ausschluß der Juden!

— In der Kreuzzeitung wird vom Pastor Dammann in Essen eine scharfe Polemik geführt gegen Lic. J. Meinhold, Prof. der Theologie in Bon, der in einem vor jungen Pastoren gehaltenen Vortrag die Geschichte unserer Stammväter bis Moses (ob in- oder exclusive geht aus der Polemik nicht hervor!) in das Gebiet der dichterischen Sage verwiesen hat.

— Am 7. d. M. hat der Verein „Gemilus Chassodim“ in Dräsel's Festsälen seine diesjährige General-Versammlung abgehalten, die, von dem ersten Vorsitzenden Herrn J. Rosenthal geleitet, gut besucht war, und gedeihlich verlaufen ist. Dieser Verein, auf den wir schon wiederholt aufmerksam gemacht haben, verfolgt edle Zwecke. Dies besagt schon sein Name. Gegen eine Einschreibegebühr von Mk. 6 und einen Jahresbeitrag von Mk. 9 gewährt der Verein seinen Mitgliedern in etwaigen Krankheitsfällen eine wöchentliche Unterstützung von Mk. 12 (20 Wochen lang) nebst freier ärztlicher Behandlung, an die Witwen verstorbener Mitglieder eine einmalige Unterstützung von Mk. 400, sowie Darlehen an erwerbsfähige Mitglieder in Höhe bis Mk. 300. Am Grabe verstorbener Mitglieder läßt der Verein auf seine Kosten Trauerreden halten und im Hause derselben während der sieben Trauertage Gottesdienst abhalten. Das ist in kurzen Worten die Tendenz des Vereins. Passive Mitglieder, die kein Recht an die Kasse haben, werden ohne Einschreibegebühr aufgenommen. — Einnahmen und Ausgaben balancierten im Jahre 1894 mit 19,385 Mk., das Vermögen des Vereins betrug ult. Dezember vor. Jahres 9794 Mk. bei einer ordentlichen Mitgliederzahl von 475. — Wir wünschen auch diesem trefflichen Vereine, daß er wachse und gedeihe!

* Der Gesamtvorstand der Synagogen-Gemeinde **Hörde** hatte sich vor der Strafkammer in Dortmund zu verantworten wegen „Veranstaltung einer Lotterie“ ohne obrigkeitliche Erlaubnis und wegen Vertreibens der Lose, ohne einen Stempel entrichtet zu haben. Zum Bau eines Gotteshauses wollte man die fehlenden 5000 M. auf dem Wege einer Lotterie aufbringen. 5000 Lose à 50 Pf. wurden ausgestellt, die Gemeindemitglieder sollten die Gewinne stiften und da man selbstverständlich auf einen Absatz außerhalb der Gemeinde nicht rechnen konnte, so erachtete man das ganze als eine private Veranstaltung. Die Steuerbehörde war jedoch anderer Meinung. Sie erblickte in dem Thatbestand die Veranstaltung einer Lotterie ohne polizeiliche Erlaubnis, und es wurde die oben erwähnte Anklage erhoben. Das Gericht schloß sich der Anschauung der Steuerbehörde an, und so wurde denn jeder Beklagte wegen Lotterievergehens mit 30 Mk. und wegen „Stempel-Steuer-Defraudation“ mit je 2500 Mk. bestraft. Die Gesamtgeldstrafe, welche der Gerichtshof in dieser Sache festsetzte, betrug nicht weniger als 17,710 M., im Gnadenwege dürfte die Strafe wohl erheblich ermäßigt werden.

*s Es liegt uns der neuste Jahresbericht der rheinisch-westfälischen Lehrer-Unterstützungskasse vor, welcher die größte Beachtung verdient, zumal der Vorstand an der Spitze in treuer Erfüllung seiner hehrsten Pflichten vorangeht und ein warmes Herz den Lehrern gegenüber bethätigt. Der Rechnungsabschluß der Einnahmen beträgt 7268,78 M., welche sich aus ordentlichen und außerordentlichen Beiträgen und Zinsen zusammensetzen. Verwendet wurden in 101 Gesuchen ca. 4848 M. Das Vermögen, das meist in 4- und 3½-prozentigen Effekten besteht, beträgt 80 374,71 M. Diese Summe repräsentiert einen respektablen Fonds, so daß der Verein in jeder Hinsicht leistungsfähig erscheint. Nichtsdestoweniger ist die Kasse, wenn sie lebensfähig bleiben soll, noch immer auf Unterstützungen aus Privatmitteln angewiesen, und dürfte der Wunsch, welcher in den Begleitworten ausgedrückt ist, gerechtfertigt erscheinen, um dem hohen humanen Zwecke näher zu kommen. Auf, ihr Lehrer, schart euch zusammen, damit euer Alter nicht ganz trostlos nach einem in jeder Beziehung aufreibenden Dienst erscheine. Mühselig ist euer Werk gewesen, und eure Witwen und Waisen sollen wenigstens nicht ganz leer ausgehen, zumal der Staat noch nicht alle israelitischen Lehrer gleichgestellt hat! Der rührige Vorstand spricht in seinem Vorwort die Bitte aus, daß sie mit Gott vertrauensvoll in die Zukunft blicken, und glauben sie, daß es gelingen wird, die noch nicht ganz überwundene Gleichgiltigkeit, den Feind aller Vereinsbestrebungen, immer mehr und mehr zu besiegen, was auch wir von ganzem Herzen wünschen.

* **Baron Königswarter zahlt doch!** Herr Baron Königswarter hat alle diejenigen Wohlthätigkeitsinstitute, denen er im Falle seines Uebertritts zum Christentum auf grund des väterlichen Testaments insgesamt 1,000000 Gulden auszuzahlen verpflichtet ist, benachrichtigen lassen, daß sie die Beträge am 29 Juni d. J. in der Königswarter'schen Zentral-Kanzlei in Wien erheben können.

* Der Vorstand des österreichisch-ungarischen Kantorenvereines in **Wien** ist mit den Vorarbeiten zur Gründung einer Altersversorgungs- u. Invaliditätskasse für Kantoren und jüdische Gemeindebeamte zu Ende und versendet soeben eine Aufforderung an die Gemeindevorsteher und Beamten Oesterreich-Ungarns. Mögen die betreffenden Kreise dem Unternehmen dieses Vereines, der seit Jahren, wenn auch geräuschlos, aber doch bedeutungsvoll wirkt, freundliche Be-

achtung zuwenden, da von der Verwirklichung desselben das Wohl und Weh tausender jüdischer Gemeindebeamten abhängt!

* Nach dem im **böhmischen** Landtage vom Landesausschuß erstatteten Bericht über den Stand des Volksschulwesens verteilten sich in konfession. Hinsicht die 287 Privatschulen Böhmens wie folgt: a) katholische: 21 czechische 40 deutsche 2 utraquistische zusammen 63; b) evangelische: 51 czechische, 13 deutsche, zusammen 64; c) israelitische: 3 czechische, 90 deutsche, und interkonfessionelle: 29 czechische und 33 deutsche, zusammen 62. — Dem niederösterreichischen Landesausschuß-Berichte zufolge betrug im Jahre 1893 die Zahl der die öffentlichen Volks- und Bürgerschulen Niederösterreichs besuchenden Kinder 370. 148. Davon waren dem Glaubensbekenntnisse nach: katholischer Religion 349.228, evangelisch 3835, Israeliten 16,691, eines anderen Glaubensbekenntnisses 288, konfessionslos 96. Von diesen konfessionslosen Kindern entfallen 92 auf Wien.

* **Hier und dort.** Dem Lehrer der isr. Gemeinde in Gersfeld a. d. Rhön ist seitens der Königl. Regierung die Beibehaltung einer Agentur der Lebensversicherungs-Gesellschaft „Victoria" untersagt worden. — Hrn. Stadtrabbiner Dr. Lewin in Freiburg ist vom Oberrat der Israel. in Baden aus dem Vermächtnisse der Michel Weil'schen Eheleute in Straßburg in Würdigung seiner geschichtlichen und apologetischen Schriften ein Preis von 320 Mk. zuerkannt worden. Die in Frage stehenden Schriften sind: „Juden in Freiburg" (1891); „Das Judentum und die Nichtjuden. Eine Darstellung der Entwickelung und des Lehrinhaltes des Judentums in seiner universellen Bedeutung" (1891); „Der ewige Jude. Von Alwin Dolfe" (1. u. 2. Aufl. 1891); „Geschichte, Geographie und Reiselitteratur" (in Winter und Wünsche's „Jüdische Litteratur seit Abschluß des Kanons", 1893). Diese Schriften sind sämtlich im Verlage von Sigmund Meyer in Trier erschienen. — Die am Neuen Steinweg in Hamburg belegene 125 Jahre alte Synagoge der Stadt, wurde am 28. vor. Mon. verlassen, da die Baulichkeiten den Anforderungen der Gegenwart nicht mehr entsprechen. In einiger Zeit wird, wenn erst die Gemeinde-Synag. vor dem Dammthor erbaut ist, eine Verschmelzung der kleinen in der Stadt belegenen Bethäuser mit den Gemeinde-Synag. stattfinden. — In London wird beabsichtigt, die hundertjährige Jubelfeier des Gaon Elia Wilna dadurch zu begehen, daß in Jerusalem der Grundstein zu einer hebräischen Universität an diesem Festtage gelegt wird. Zum Zwecke einer solchen Gründung sind auch bei der Alliance Israelite Universelle beträchtliche Summen von einem Hrn. aus Rußland deponiert worden. Auch der Verein „Ahabat Zion" in Heidelberg soll sein Vermögen für diesen Zweck bestimmt haben. — Der Vorstand der isr. Kultusgemeinde in Wien hat die Errichtung eines Kinderasyls beschlossen, durch welches das körperliche Wohl und die religiös-sittliche Erziehung armer verwaister israel. Kinder gefördert werden soll. Die Anstalt, welche den Namen „Mannheimer Kinderasyl" führen soll, wird zunächst fünfzig Pfleglinge aufnehmen. — Nachdem von dem Ministerium Wekerle der Usus, keine Juden zu ordentlichen Professoren an ungarischen Hochschulen zu ernennen, durchbrochen worden, hat jetzt ein zweiter Israelit diese Rangstufe erreicht; der bisherige außerordentliche, öffentliche Professor Franz Wittmann ist zum ordentlichen Professor an der technischen Hochschule ernannt worden. Mit ihm wirken nunmehr drei Bekenner jüdischen Glaubens an der Technik. — Nächstens dürfte auch an der Universität ein dritter Professor judischen Glanbens, Dr. Heinrich Marczali, zum ordentlichen Professor ernannt werden. Dr. Marczali, bisher Dozent, wurde schon vor Monaten vom Universitätsrat auf den erledigten Lehrstuhl für Geschichte an erster Stelle vorgeschlagen. Seine Kandidatur wurde dieser Tage von jener Körperschaft erneuert. — Am 5. d. M. begannen an der Landesrabbinerschule in Pest die mündlichen Schlußprüfungen acht junger Rabbinatskandidaten, nachdem diese ohne Ausnahme ihr schriftliches Examen abgelegt haben. Am 14. gelangen dann diese Rigorosen zum Abschlusse. — Der einzige Jude, der den Rang eines Generals einer Armee bekleidet, ist in Italien zu finden, denn die jüdischen Paschas in der Türkei, welche als solche den Titel „General" führen, sind Zivilisten. Bis jetzt war Guiseppe Ottolenghi General-Major. Kürzlich wurde er zum General-Lieutenant ernannt, und zwar als Befehlshaber der gewichtigen Turiner Abteilung. — Der höchste Grad eines Ritterordens, der eines hohen Offiziers der Krone Italiens, wurde vom König Humbert, motu proprio, dem Signor Romanin Jakur, Unterstaatssekretär und eines der vielen jüdischen Mitglieder der Deputiertenkammer, zuerteilt. Dieselbe Auszeichnung erfuhr der Philanthrop Signor Leonetto Ottolenghi aus Turin. — Dr. Vittorio Belleti, der den Posten eines mediz. Deleg. und Direkt. im Sanitätsr. zu Port Saidinne hat, wurde vom König Humbert zum Chevalier der Krone Italiens erhoben. — Das ital. Ministerium des Auswärtigen hat sich veranlaßt gesehen, dem Rabb. Ottlenghi in Salonichi, der zugleich auch Direktor der Talmud-Thoraschule ist, für seine Bemühungen um die Förderung des italienischen Sprachunterrichtes in der von ihm geleiteten Anstalt, seinen Dank in einem besonderen Dekrete ausdrücken zu lassen. — Am 22. Januar verschied der allseitig hochverehrte Rabbiner der „chassidischen" Gemeinde St. Petersburg's, Rabbi Jekuthiel Salomon Landau. Der Verblichene entstammte einer sehr angesehenen, reichen Familie in Wilna und besaß nicht allein ein hervorragendes talmudisches Wissen, sondern auch eine für einen „chassidischen" Rabb. außergewöhnliche allgemeine Bildung. Er war ehemals einer der reichsten Kaufleute von Witebsk, verlor aber durch eine Feuersbrunst sein ganzes Vermögen und widmete sich seitdem dem geistlichen Stande. Obgleich seine Gemeinde eine verhältnismäßig reiche war, verzichtete er doch auf ein hohes Gehalt und lebte in größter Dürftigkeit. —

Briefkasten.

An unsre geehrten Postabonnenten! Die letzte Nr. unsres Bl. ist wegen der Titeländerung vom Postzeitungsamt nicht befördert worden, daher die verspätete Zustellung der No. 6. Bis Ende des Quartals werden wir darum den durch die Post bezogenen Exemplaren eine Titelseite beigeben müssen. Es ist aber dafür gesorgt, daß keinerlei Störungen mehr eintreten.

Hrn. J. S. in Romansweiler. „Jüd. Leben in Wort u. Bild" von Sacher-Masoch enthält eine Anzahl Novelletten, die nicht immer jüdisch sind. Die einzelnen Geschichtchen sind fast nur graziös gearbeitet und pikant verbrämt, so daß man geradezu ein exegetisches Verfahren anwenden muß, um aus den Sächelchen eine apologetische Tendenz herauszulesen. — Die „Stimmen vom Jordan und Euphrat" von Sachs sind natürlich ganz etwas anderes: Eine Sammlung ernst gehaltener, schwungvoll geschriebener Poesien, die den Leser anregen, manchmal sogar aufregen. Wählen Sie nun!

Hrn. S. J., Stuttgart. Ueber das Gemeindeleben in Berlin werden wir in allernächster Zeit eine Reihe kritischer und orientierender Artikel bringen.

Hrn. D. C. in Dr. So sehr uns der Inhalt Ihres Schreibens auch interessiert hat, — gedruckt kann es nicht werden, da der Vorgang ein allgemeines Interesse selbst für die Beamtenwelt nicht hat.

Hrn. E. G. in Filehne. Wir werden Ihren Vorschlag bringen, wiewohl ein Erfolg nicht zu erwarten ist. Die Lauheit einerseits und der Egoismus andererseits lassen keinen Plan zur Ausführung bringen.

Wochen-Kalender.	Jan. 1895.	Schew. 5655.	
Freitag	15	21	(Sabb.-Anf. 5,16)
Sonnabend	16	22	יתרו (Sabb. Ausg. 6,41).
Sonntag	17	23	
Montag	18	24	
Dienstag	19	25	
Mittwoch	20	26	
Donnerstag	21	27	
Freitag	22	28	

Die Stelle des Kantors und Schächters ist sof. zu besetz. Geh. 1350 M., fr. Wohn. u. garantiert. Nebeneink. v. 300 Mk. Reisek. nur dem Gewählt.

Samotschin, im Febr. 1895.
Der Vorstand Max Levy.

Jung. Student i. Berlin wünscht in einer besseren isr. Fam. die Arbeiten von einem od. einigen Schülern gegen Gewährung fr. Beköstigung gewissenhaft zu beaufsicht. Ausk. erteilt auf Verlang. mündl. od. schriftl. der Hr. Redakt. der „Allgem. Israel. Wochenschrift".

Manchester Hebrew Kongregation. Great Synag. Cheetham Hill Road.

Gesucht ein Oberkantor, musik. geb. u. fähig, einen Chor einzuüben. Geh. 6 Lstr. (120 Mk.) wöchentlich. Reisespesen bis 10 Lstr. werd. erst. Zeugn. u. Angabe des Alters und Familie einzus. an d Präsid. Hrn. Louis Glaß.

Die Stelle eines Relig.-Lehrers, Schächters u. Vorb. per 1. April zu besetzen. Geh. M. 720, fr. Wohn. mit Gart. u. Nebeneink. Der Vorstand der isr. Gemeinde Güsten (Anhalt).

Ferd. Philippstahl.

Jüdische Gemeinde.

Gottesdienst.

Freitag, den 15. Februar in allen Synagog. Abends 5½ Uhr.

Sonnabend, den 16. Februar in der alten Synag. Morg. 8½ Uhr, in den übrigen Synag. Morg. 9 Uhr.

Predigten Vorm. 10 Uhr: Neue Synag. Hr. Rabb. Dr. Stier, Lindenstr.-Synag. Hr. Rabb. Dr. Ungerleider. Nachm. 4 Uhr: Alte Synag. Hr. Cand. Dr. S. Poznanski.

Jugendgottesdienst Nachm. 4 Uhr: Neue Synag. Hr. Rabb. Dr. Weisse.

Gottesdienst an den Wochentagen: Alte Synag. u. Kaiserstr. Synag. Morg. 7 Uhr, Abends 5 Uhr. Neue Synag. u. Lindenstr.-Synag. Morg. 7½ Uhr u. Abends 4½ Uhr.

Für die isr. Erziehungsanstalt Ahlem wird zum 1. April ein verheirat. Lehrer gesucht, der mit seiner Frau gemeinschaftlich dem Hauswesen, bestehend aus ca. 60 Personen vorstehen kann. Meldung. an das Kuratorium zu Händen des Vorsitz. Alexander Moritz Simon, Hannover.

In Simmern (Kreisstadt) ist die Relig.-Lehrer-, Vorbeter- und Schächterstelle am 1. April cr. zu besetzen. Gehalt M. 600, Nebeneink. M. 400 nebst freier möblierter Wohn. u. Brand. Nur semin. geb., unverheir. Lehrer. Der Vorsteher: Ad. Emanuel.

Die Lehrer- u. Vorb.-Stelle in Oberwesel a. Rh. ist zum 1. Juni zu besetzen. Gehalt M. 700 bei freier Wohn. u. Heizung. Nebenverd. Der Vorstand Ed. Mayer.

Wir suchen sofort einen

Lehrer, Schächter und Vorbeter.

Gehalt 600 Mk. Fixum und Nebeneinnahmen. Bewerber muß aber deutscher Bürger sein.

Der Vorstand.
Friedland i. Ostpr.

Die Stelle eines

Kultusbeamten

als **Religionslehrer, Vorbeter** und **Schächter soll zum 1. Mai** event. 1. Juli d. J. wieder besetzt werden. Festes Gehalt 950 M. u. Nebeneinkommen. Bewerber wollen sich unter Einreichung ihrer Zeugnisse melden bei dem **Vorstand der Synagogen-Gemeinde zu Neuwedell.**

Verantwortlicher Redakteur: A. Levin in Berlin. — Druck von C. Wertheim, Berlin NW 7, Friedrichstr. 94.